

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Reisen nach Persien

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

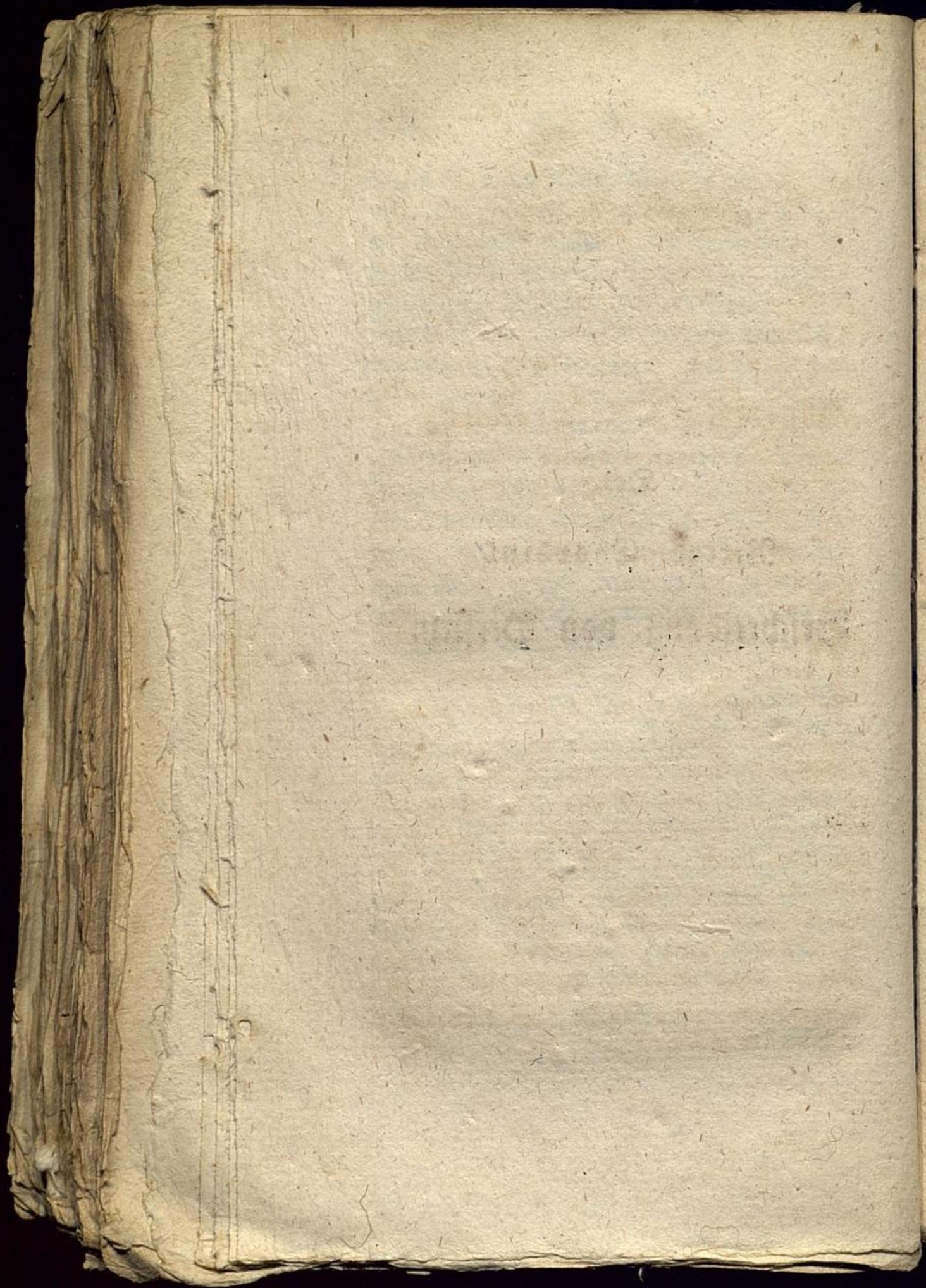
Chardin, John

Frankfurt am Mayn, 1781

Des Ritter Chardins Beschreibung von Persien.

urn:nbn:de:gbv:45:1-9974

Des
Ritter Chardins
Beschreibung von Persien.





Erste Abtheilung.
Allgemeine Beschreibung.

I.

Von Persien überhaupt.

Persien ist nach den geographischen Beschreibungen der Perser das größte Reich in der Welt. Sie bestimmen seine Größe nach seinen ehemaligen Gränzen, da es durch vier grosse Meere, das schwarze, das rothe, das Caspische und das Persische, und noch durch sechs Flüsse, die eben so berühmt, als diese Meere, waren, nemlich dem Euphrat, Ararus, Tigris, Phasus, Orus und Indus, eingeschlossen wurde. Genauer kann man wol die Gränzen eines so ungeheuer grossen Reichs nicht bestimmen.

R. n. Persien. II. Th.

R

Es



Es ist hierinnen mit grossen Reichen ganz anders, als mit kleinen Staaten, wo oft ein Bach, oder ein Gränzstein, die Gränzen hinreichend und genau bezeichnet; welches aber bey einem Reich, wie Persien, ganz und gar nicht möglich ist. Persien ist fast auf allen Seiten durch unbewohnte Wüsteneyen, die sich drey bis vier Tagreisen weit erstrecken, eingeschlossen. Hieran ist nicht die Unfruchtbarkeit des Bodens Schuld, als welcher in der Welt nicht besser ange- troffen wird, als hier; sondern die Perser suchen eine gewisse Grösse darinnen, daß sie grosse Ländereyen zwischen ihren Gränznach- barn und sich unbebauet liegen lassen: hie- durch wird den Gränzstreitigkeiten vorge- baut, indem diese Steppen gleichsam zu Mauern dienen, um die Reiche von einan- der abzusondern.

Die vorhin genannten Flüsse und Meer bestimmen heut zu Tage nicht mehr die Gränzen von Persien. Auf der Seite des rothen Meeres haben sich die Gränzen weit zurück gezogen, und die Perser haben jezo keine Besitzungen mehr an den Ufern desselben. Aber die persischen Erdbeschreiber dehnen den- noch

noch die Gränzen dieses Reichs bis hieher aus, so wie sie sich ehemals bis hieher erstreckt hatten. Sie sagen, bis hieher giengen die wirklichen und rechtmässigen Gränzen von Persien; man dürfe sich durch Veränderungen, die auf einer oder der andern Seite zufälliger Weise entstanden wären, nicht irre machen lassen, weil man dasjenige, was man zu einer Zeit verloren hätte, zu einer andern wieder bekommen könnte; es dürfte nur einmal noch so ein König in Persien aufkommen, wie Abas der zweyte war, so könnte Persien gar leicht wieder bis zu seinen alten Gränzen erweitert werden.

In dem Zustand, wie ich Persien gefunden habe, erstreckte es sich von Georgien, unter dem fünf und vierzigsten Grad der Breite, welches seine gröste Ausdehnung gegen Norden ist, bis auf den fünf und zwanzigsten Grad gegen Mittag, längst des Flusses Indus; und von dem sieben und siebenzigsten Grad der Länge, bey dem Gebürge Ararat, auf der Westseite, bis zum hundert und zwölften Grad der Länge gegen Morgen, gegen Indien und die Tartarey zu. Seine gröste Länge erstreckt sich



also vom Fluß Indus bis an den Fluß Phasus, welches ohngefähr fünfhundert und funfzig persische Meilen, oder siebenhundert und funfzig französische Meilen, zwanzig auf einen Grad gerechnet, ausmacht; seine Breite beträgt gegen dreyhundert Meilen.

Die Perser benennen ihr Land mit einem Namen, welchen sie sowol Iran, als Iru aussprechen. Es ist dieses ein altes Wort, aus der Sprache der Tartarn, von welchen die Perser ursprünglich abstammen. Ihre alte Geschichte sagt, daß zur Zeit des neunten Königs von Persien, mit Namen Effrafiab, das persische Reich, ausser den Ländern, welche heut zu Tage dazu gehören, auch noch alle Länder in sich begriffen hätte, welche auf der Ost- und Nordseite, zwischen China und dem caspischen Meere liegen; dieser Monarch hätte seine ungeheure Staaten, die an Größe ihres Gleichen in der Welt nicht gehabt hätten, durch den Fluß Drus in zween Theile getheilt, davon er den südlichen Iran, den nördlichen aber Turan genennt hätte; welche Worte eigentlich nichts anders sagen wollten, als: disseits und jenseits des Flusses. Beyde Worte wurden

den endlich als eigentliche Namen der Länder angesehen, und kommen in dieser Bedeutung häufig bey den persischen Geschichtschreibern vor. Key-Turan heist: König von der Tartarey; Key-Iran: König von Persien; Iran-doct: Königin von Persien; Turan-doct: Königin von der Tartarey. Noch jezo nennt man den König von Persien, Padscha-Iran, und den Großvezier, Iran-medery, d. i. den Polarstern von Persien.

Die zweyte Benennung, womit man Persien heut zu Tage gewöhnlich bezeichnet, ist: Fars, welches eigentlich ehemals nur der besondere Name derjenigen Provinz war, in welcher Persepolis gelegen ist. Diese Provinz hieß Persis im strengsten Verstand. Dieses war ehemals die Hauptstadt, und von ihr hat hernach das ganze Reich seinen Namen bekommen, weil unter der zweyten Dynastie, diese Provinz unter allen die vornehmste, und der Sitz der Könige war. Das Wort Fars, wovon Farsistan herkommt, ist in der Bedeutung, daß es Persien bedeutet, gleichfalls ein sehr altes Wort. Die Perser nennen ihre alte Landessprache,



welche in Persien vor den Zeiten Mahomed's gesprochen wurde, Sabun Furs, d. i. persische Sprache. Verschiedene Gelehrte leiten dieses Wort von dem Wort P herez ab, welches in der hebräischen und chaldäischen Sprache theilen heist. Sie sagen: Cyrus habe das babylonische Reich, nachdem er es erobert hätte, unter die Perser und Meder vertheilt; Persien hiesse also eigentlich: das abgetheilte, oder abgesonderte Land. Zur Unterstützung dieser Meinung führen sie an, daß noch heut zu Tage in der persischen Sprache ein Wort sey, ferestan, welches theilen bedeute. Allein die Perser sind mit dieser Herleitung nicht zufrieden, weil sie das Alterthum ihres Reichs über das Babylonische weit hinaus setzen, und behaupten, Persien sey der Sitz des allerältesten Reichs. Doch, dieses beyseite gesetzt, so bedeutet in der alten persischen Sprache, so wie auch in der arabischen, das Wort Fars einen Reuter, und in der neuern hat Farasch eben diese Bedeutung. Die Ableitung des Namens Persien, von diesem Fars, ist mir um deswegen die wahrscheinlichste, weil nicht nur Persien überhaupt, sondern auch die Provinz dieses Namens, Persis, oder Farsistan, insonderheit, einen Ueberflus

Verflus an Pferden hat, und, so wie man
 im ganzen Orient glaubt, die dasigen Pferde
 die besten sind. Xenophon sagt, daß
 Cyrus zuerst die Reuterey nicht nur in Per-
 sien eingeführt habe, sondern daß nach sei-
 nem Beyspiel alle vornehme und reiche Per-
 ser jederzeit zu Pferd gewesen, und nur
 arme und geringe Personen zu Fuß gegangen
 wären. Um diese Nachricht noch mehr
 zu bestättigen, führt er an, daß man in
 Persien die männliche Jugend in folgenden
 dreym Stücken unterrichte: 1. jederzeit die
 Wahrheit zu reden; 2. mit dem Bogen zu
 schiessen, und 3. wohl zu Pferd zu sitzen.
 Das dritte Stück ist auch noch heut zu Tage
 ein wesentliches Stück einer guten Erziehung
 in Persien. Jederman, auch sogar die
 Krämer, sind zu Pferd; jederman hat sein
 Reitpferd, und die Pferde sind überhaupt
 in Persien sehr gemein. Diese Pferde-
 liebhaberey gieng so weit, daß vor etlichen
 hundert Jahren gar kein Fußvolk in Persien
 war, sondern die ganze Kriegsmacht bestund
 in Reuterey. Ohne Zweifel haben die
 Griechen aus diesem allgemeinen Gebrauch
 der Pferde bey den Persern ihre Fabeln, von
 den Centauren, dem Perseus, und dergl.
 hergenommen.



Die Araber und Türken nennen die Perser *Agem*, und Persien *Agemeslan*, welches so viel als Fremdling, oder Barbar, bedeutet. Sie legen ihnen diese Benennung bey, weil sie nicht von denjenigen Arabern, die der eigentliche Stamm der mahomedanischen Religion waren, abstammen, ob sie gleich gelehrte und eifrige Mahomedaner sind; fast auß eben der Ursache, auß welcher die Griechen ehemals alle andere Völker der Welt Barbaren zu nennen pflegten. In eben dieser Bedeutung nennt sich der Großherr Sultan *al-arab veal-Agem*, welches so viel heißen soll, als: Herr der ganzen Welt; seine Leibgarde nennt man *Agem Dglan*, das ist, Kinder der Fremden, oder Fremdlinge, weil sie keine gebohrne Türken sind. Von den übrigen Namen, welche in alten Büchern, besonders auch in der heiligen Schrift, den Persern beygelegt werden, will ich gegenwärtig nichts erwähnen. Einige von diesen sind Namen merkwürdiger Fürsten, die hernach der ganzen Nation beygelegt wurden, w. z. B. der Name *Elam* und *Elamiter*; andere sind Namen einer einzelnen Provinz, die aber auf das ganze Land ausgedehnt wurden, z. B. *Euth* und *Euthäer*; andere sind Namen

Namen merkwürdiger Städte, die um so viel leichter in den ältesten Zeiten auf ein ganzes Land konnten ausgedehnt werden, weil damals die Städte sehr rar waren: z. B. Arach, oder Erach, dessen I Buch Mose 10. Meldung geschieht, welches eine Stadt heist, die an dem Ufer eines Flusses gebauet ist. Die Morgenländer, und insonderheit die Araber und Perser, nennen deswegen heut zu Tage Persien: Araken, Veraken, Traken, in der vielfachen Zahl von Arak. Sie theilen dieses Arak, oder Graf, in zwey Theile, in Arak Arab, und Arak Agem; jenes heist eigentlich: die Städte der Araber, und dieses: die Städte der Barbaren; manchmal versteht man auch darunter Ober- und Nieder-Persien. Endlich giebt man auch den Persern heut zu Tage noch drey andere Namen, nemlich den Namen Schia und Naphesi, in Beziehung auf ihre Religion, und den Namen Kessibach, in Rücksicht auf ihre Eroberungen. Hievon will ich gegenwärtig nichts sagen, weil ich in der Folge Gelegenheit haben werde, davon zu handeln.

Die persischen Erdbeschreiber theilen das ganze Reich in vier und zwanzig Provinzen



ein, und rechnen die Länder, die ihnen die Türken abgenommen haben, nur für eine. Sie zählen in demselben fünfhundert und vier und vierzig Städte, Schlösser, und mit Mauern umgebene Flecken, sechzig tausend Dörfer, und vierzig Millionen Seelen. Was Flüsse und Berge anlangt, so bemerke ich gegenwärtig nur dieses davon: Es ist kein Land in der Welt, welches mehr Berge und weniger Flüsse hat, als Persien; in dem Innersten des Landes ist kein schiffbarer Fluss, auf welchem man Waaren aus der einen Provinz in die andere bringen könnte; die oben gemeldten grossen Flüsse sind bloß an den äussersten Gränzen, ohne in das Innere des Landes zu kommen.

Persien ist drokken, unfruchtbar, bergigt, und wenig bewohnt. Ueberhaupt, nach der Ausdehnung des Landes zu rechnen, ist kaum der zwölfte Theil verhältnismässig bevölkert und angebaut. Wenn man zwei Meilen weit von grossen Städten weg ist, so findet man bis auf zwanzig Meil Wegs weit keine Wohnung mehr. Besonders ist das Land gegen Mittag von Einwohnern und bebaueten Feldern sehr entblößt, wo man dagegen oft grosse Wüsteneyen antrifft.

Die

Die Ursache hievon ist einzig und allein der Mangel an Wasser, welches in dem größten Theil des Reichs fehlt. Man muß entweder das Regenwasser mit vieler Mühe sammeln, oder tiefe Brunnen graben, um einiges zu finden: und dennoch ist auch diese Mühe oftmals vergeblich. Wo aber hinreichend Wasser ist, da ist auch das Erdreich fruchtbar und angenehm. Persien ist ferner ein Land voller Berge. Einige Provinzen sind ganz voll davon, dermassen, daß man wenig Ebenen darinnen findet. So ist die Provinz Kuhistan, gegen Morgen, ganz bergigt, daher sie auch ihren Namen bekommen hat; denn Kuhistan heist eigentlich: das Land der Berge. In Persien sind die höchsten Berge in der ganzen Welt. Das Gebürge Taurus, welches sich mitten durch Persien, von einem Ende bis zum andern, durchzieht, hat einige so hohe Bergspitzen, daß man ihre obersten Gipfel niemals sehen kann, so hoch sind sie. Die höchsten von diesen Bergen sind: die Berge Ararat, in Groß-Armenien; die Kette von Bergen, welche Medien und Hircanien von einander scheiden; der Arm von Bergen, welcher sich in Hircanien und das Land der Parther zieht, und besonders der Berg



Berg Damavend; die Berge, welche Chal-
 dää und Arabien von einander absondern;
 die Berge, die sich in die Provinz Farsistan
 und Kirman ziehen, worunter der Berg
 Zaran oder, Scharan, der berühmteste ist.
 Das Schlimmste an diesen Bergen, über-
 haupt und im Ganzen genommen, ist, daß sie
 drokken und unfruchtbar sind. Man fin-
 det zwar auch einige, die ganz mit Holz
 bewachsen sind; von dieser Art sind die
 Berge in der Provinz Kurdistan, wovon
 deswegen ein grosser Theil Genguela, d. i.
 Holzland, genennt wird; allein, gegen
 einen mit Holz bewachsenen Berg findet man
 allemal drey, die ganz und gar nichts tra-
 gen. Ich habe behauptet, die Ursache
 von der Unfruchtbarkeit in Persien sey in
 dem Mangel des Wassers zu suchen; unten
 werde ich zeigen, daß die Perser zur Wässe-
 rung ihrer Aekker unterirdische Canäle füh-
 ren, wozu sie, wenn sie tief genug graben,
 immer hinreichend Wasser finden. Da-
 mit man mich nun nicht eines Widerspruchs
 beschuldige, so muß ich folgende Anmerkung
 beyfügen: Das Wasser macht fruchtbar,
 wo es in hinreichender Menge angetroffen
 wird; und überhaupt zu reden, findet man
 es auch in Persien überall, wo man dar-
 nach

nach sucht. Allein der wirkliche Wasser-
mangel kommt davon her, daß man nicht
Leute genug hat, die darnach graben. Der
Mangel an Menschen in Persien kommt also
nicht von der Unfruchtbarkeit des Landes,
sondern diese von jenem her. Auf gleiche
Art siehet man, daß die meisten Theile des
ottomannischen Reichs, obgleich das Land
an sich das beste von der Welt ist, dennoch,
aus Mangel der Einwohner, so unfruchtbar
wie Haiden sind. Nun aber läßt sich
leicht begreifen, was denn die Ursache von
diesem beynahen allgemeinen Volksmangel in
Persien sey. Auf der einen Seite ist es
die allzugroße Ausdehnung dieses Reichs,
auf der andern die willkürliche Gewalt, wo-
mit es regiert wird. Die überwundenen
Völker wollten sich nicht nach dem Eigensinn
eines Fremden richten, und ob ihnen gleich
jezo, da sie mit Gewalt bezwungen waren,
der Wille des Eroberers statt aller Gesetze
war, so fühlten sie doch einen Widerwillen
seinen willkürlichen Geboten zu gehorchen, da
sie vorher durch beständige Gesetze regiert
wurden, die aus ihrer National-Einrichtung
gezogen waren. Sobald also der Erobe-
rer etliche hundert Meilen weit von ihnen
entfernt war, so warfen sie das Joch, das
ihnen



ihnen die Uebermacht des Siegers aufgelegt hatte, wieder ab. Um sie nun unter dem Gehorsam zu erhalten, geriethen die Sieger auf den Einfall, den bessern Theil einer solchen Nation entweder zu vertilgen, oder in andere Gegenden zu versetzen, wo sie unter einem andern Himmelsstrich, wie eine fremde Pflanze, nach und nach zu Grunde giengen. So machten es die Perser und Türken. Ja man bemerkt sogar in Indien, welches von Natur ein reiches, ergiebiges und fruchtbares Land ist, die unglücklichen Wirkungen dieser falschen Staatskunst: denn in dem Maas, wie die Mogolen ihre Herrschaft durch Besiegung indischer Könige und Fürsten erweiterten, in eben dem Maas verringerte sich die Volksmenge, und zugleich nahm auch Reichthum und Fruchtbarkeit ab. Zu dieser politischen Ursache der Entvölkerung kann man auch noch folgende drey natürliche hinzu fügen. Die erste ist, die unglückliche Neigung der Perser zu widernatürlichen Ausschweifungen, sowol des einen, als des andern Geschlechts. Die andere ist, die unmäßige Schwelgerey und Wollust. Die Weiber fangen sehr frühzeitig an, Kinder zu zeugen, aber sie fahren nicht lange fort; im

im dreysigsten Jahr wird eine Frau schon vor alt gehalten, und ist über die Jahre, da man Kinder bekommt, hinaus. Die Mannspersonen fangen auch zu früh an, nähern Umgang mit dem andern Geschlecht zu haben, und treiben solche Ausschweifungen, daß, ob sie gleich mehrere Weiber haben, sie dennoch nicht mehrere Kinder zeugen. Auch brauchen die Weiber allerhand Mittel, welche die Schwangerschaft hindern: denn wenn sie drey bis vier Monate schwanger sind, so werden sie von ihren Männern nicht mehr besucht, weil es für schändlich und unschicklich gehalten wird, sich einer Frau in solchen Umständen zu nähern; diese wenden sich hernach zu andern. Aus dieser Ursache werden allerhand verfluchte Künste getrieben, um die Fruchtbarkeit der Ehe zu hindern. — Die dritte Ursache von der Entvölkerung Persiens ist, daß seit einiger Zeit so viele Familien nach Indien ziehen. Da die Perser weit besser gebaut, schöner, gelehrter und artiger sind, als die indianischen Mahomedaner, die von den Tartarn, aus den Ländern des Camerlan, abstammen; so machen sie alle in Indien ihr Glük. Die Höfe der indianischen Mahomedanern, besonders der Hof



Hof zu Colconda und Bischapur, sind mit solchen Persern angefüllt. Sobald sich einer daselbst fest gesetzt hat, so läßt er seine Familie und Freunde kommen; und diese lassen sich nicht lang bitten, dahin zu kommen, wo sie ein besseres Glück, als in ihrem Vaterlande, machen können, in ein Land, wo Nahrung und Kleider besser und wohlfeiler ist, als in ihrem Vaterlande. Es ist noch niemand auf den Einfall gekommen, diese Auswanderungen zu verbieten; man läßt einen jeden hin gehen, wohin er will; man braucht auch keine Pässe, noch Erlaubnis, aus dem Reich zu gehen. Ja es ist gar nichts seltenes, wie wir in der Folge sehen werden, daß Landleute, die zu sehr von ihren Obern gedrückt werden, öffentlich drohen, aus dem Lande zu ziehen, wenn ihnen nicht geholfen würde. Nun ist es kein Wunder, daß Persien nach dem Umfang seiner Länder bey weitem nicht bevölkert genug ist.



II. Von



II.

Von dem Klima und der Luft in
Persien.

Ich fange diesen Abschnitt mit der Anmerkung an, die Xenophon den jungen Cyrus machen läßt: „Das Reich meines Vaters ist so groß, daß man es an dem einen Ende nicht vor Frost, und an dem andern nicht vor Hitze, aushalten kann.“ Es ist fast keine von den Beobachtungen in den Schriften der Alten, die sich besser auch auf die jezige Beschaffenheit Persiens anwenden läßt, als diese. Man kann in der That sagen, daß man in Persien immer Sommer und Winter zugleich habe: auf der Mittagsseite hat man niemals Winter, und auf der entgegengesetzten Nordseite hat man nur wenig Sommer. Bey der ungeheuren Größe dieses Reichs kann man sich gar leicht einbilden, daß nach der verschiedenen Lage einer jeden Provinz, auch Luft und Witterung sehr verschieden seyn müsse. Es

R. n. Persien. II. Th.

§

ist



ist ausnehmend kalt bis nach Schiras, der Hauptstadt in der Provinz Farsistan; und von da an bis an das mittägliche Ende von Persien ist es sehr warm. Wo es kalt ist, da ist es auch droffen; aber wo es warm ist, da ist es eben nicht allemal droffen. Warm und auch zugleich droffen ist es längst dem persischen Meerbusen hin, nemlich von Kirman, oder Saramanien, bis an den Fluß Indus. In diesem Strich giebt es Gegenden, wo eine erstickende und unerträgliche Hitze ist, so daß auch diejenigen, die daselbst gebohren, und niemals aus dem Lande gekommen sind, darüber klagen. Sie müssen deswegen in den vier Sommermonaten ihre Wohnungen verlassen, und sich gegen die Gebürge zu ziehen. Diejenigen, die um diese Zeit das Unglück haben, daß sie durch diese brennende Länder reisen müssen, treffen in den Dörfern keinen Menschen an, ausgenommen einige arme und elende Kreaturen, und Strassenbereiter. Die Luft ist an denen an der See gelegenen Orten nicht nur unerträglich heiß, sondern auch sehr ungesund; daher diejenigen, die nicht daran gewöhnt sind, sobald die Luft warm wird, krank davon werden, und meistens

meistens sterben. Ich weiß dieses aus eigener Erfahrung. Da ich mich nicht bey Seiten, kurz vor dem Anfang des Monats May, von dort wegbegab, so fiel ich in eine Krankheit, mit welcher ich lange Zeit zu thun hatte. Die Orte, wo man Zuflucht gegen die Hitze sucht, sind Thäler, Berge, und Dattelwälder; aber man sagt, daß der Aufenthalt in den letztern eben nicht so gar gesund sey.

Die warme Luft in Persien wird noch ungesunder, wenn Feuchtigkeiten in derselben sind. Eine solche Beschaffenheit hat es mit der Gegend längst dem caspischen Meere hin, und besonders in demjenigen Theil, welches das Comisene der Alten seyn soll, und welches man heut zu Tage Mazenderan nennt. Vom October an bis in den Monat May ist dieses das herrlichste Land von der Welt. Ich war im Monat Februar daselbst, und war ganz bezaubert. Das ganze Land schien nur ein Garten, ja ein Paradies zu seyn. Die Landstrassen schienen Alleen zu seyn, die mit Orangebäumen besetzt waren. Ich fand hier die vortreflichsten Früchte, deren Art wir auch



in Europa haben, guten Wein, viel Wildpret, insonderheit schwarz Wildpret von der besten Sorte. Allein, da ich die Farbe und Bildung der Einwohner ansah; so merkte ich die Folgen einer ungesunden Luft ganz deutlich an ihnen; sie hatten eine gelbe Farbe, eingefallene Gesichter, und waren so mager und matt, als ich in irgend einem Lande gesehen habe. Dieses ganze Land Mazenderan war vor den Zeiten Abas, des Grossen, wegen der ungesunden Luft eine wahre Wüste; allein dieser Fürst, der ein eben so grosser Eroberer als Staatsmann war, brachte eine grosse Menge Volks aus Armenien und Georgien hieher, um sich hier anzubauen; er that dieses, theils um diejenigen Länder, wo die Türken alle Jahr hinkamen, wenn sie Krieg mit ihm hatten, zu entvölkern, und ihnen dadurch alle Lebensmittel und andere Unterstützung abzuschneiden; theils auch, weil er sahe, daß in diesem Lande diejenigen Bäume, von welchen die Seidenwürmer ihre Nahrung haben, sehr gut fort kamen. Ueberdies lag ihm auch seine Mutter, die aus der Provinz Mazenderan gebürtig war, beständig in den Ohren, daß er doch sorgen möchte, sein natürliches Vaterland stärker

zu bevölkern. Er setzte dreysigtausend christliche Familien hieher, in der Hofnung, daß sie sich in der Folge der Zeit vollkommen gut vermehren würden. Dieses Land, sagte er, ist das rechte Land für die Christen; hier giebt es Wein und Schweine im Ueberflus; die Christen gehen gern zur See, hier haben sie das caspische Meer, auf welchem sie mit ihren Brüdern, den Moskowiten, Handel treiben können. Abas liess hier Städte, und in denselben prächtige Palläste bauen, um dieses Volk dadurch zur Arbeit, Fleis und Handelschaft zu ermuntern; allein, die böse Luft in Mazenderan vereitelte seine Absichten so sehr, daß, da ich in Mazenderan war, die Anzahl der Christen bis auf vierhundert Familien zusammen geschmolzen war. Der Bischoff von Ferhabad, ein guter alter ehrlicher armenischer Priester, der dieses Land gut kannte, sagte mir oft: wenn sich nicht, wegen der grossen Fruchtbarkeit des Landes, Leute aus den benachbarten Gegenden hieher zögen, so würde das Land in kurzen wegen der ungesunden Luft zu einer wahren Wüste werden; denn von dem Ende des Aprills an mus man seine Zuflucht in den Gebürgen, die fünf und zwanzig bis dreysig Meilen entfernt sind,



nehmen; die Hitze wird alsdenn so groß, daß nicht nur kleine Bäche, sondern auch grosse Ströme verdorren, und man in der ganzen Gegend kein gutes Wasser finden kann. Demohngeachtet ist bey der größten Hitze die Luft so voller feuchten Dünste, daß wenn man des Nachts ein Tuch in die freye Luft hängt, solches des Morgens tropfnaß ist, ob es gleich nicht geregnet hat. Wegen der ungesunden Luft an dem ganzen Ufer der caspischen See hält man es deswegen für eine Strafe, wenn man in königlichen Geschäften hieher geschickt wird. Wenn der König einen Menschen von unbescholtenen Charakter zum Gouverneur von Guilan macht, welches die reichste und ergiebigste Gegend hier ist; so fragt immer einer den andern: „Hat er gemordet oder gestohlen, daß man ihn als Gouverneur nach Guilan schickt?“ Der Rost setzt sich hier so geschwind an und frisst so schnell ein, daß mein Gewehr völlig davon angelaufen war, nachdem ich es erst vier Stunden vorher sauber gepuzt hatte. Die Einwohner haben deswegen in dieser ganzen Gegend kein anderes Gewehr, als Nerze, denn die Säbel rosten in die Scheiden ein, und die Sehnen an den Bogen werden von der Däuse weich und schlaff.
Man

Man erzählt hievon folgende Begebenheit:
„Ein Courier, der mit einem Bogen und
Säbel versehen war, kam von Mazenderan
nach Ispahan. Wie er ankam, so nahm
einer von den Hofleuten seinen Bogen, um
ihn zu probiren; wie er nun fand, daß er
so schlaff war, so sagte er im Spott: Ey
mein Herr Courier! Sie haben ja einen
Bogen, den ein Kind spannen kann. Das
kann seyn, sagte der Courier, aber wenn
Sie so stark sind, so versuchen Sie es ein-
mal, und ziehen meinen Säbel aus der
Scheide.“ Er wollte damit so viel sagen,
daß die Feuchtigkeit, welche die Sehne sei-
nes Bogens schlaff gemacht hätte, auch die
Ursache wäre, daß sein Säbel in die Scheide
eingerostet wäre.

Da nun die Luft zwar längs dem ca-
spischen Meere hin feucht, ausserdem aber
sehr drokken ist; so kann man überhaupt
sagen, daß die Luft in Persien drokken sey.
Diese Drokkenheit der Luft ist eine Folge von
den wenigen Flüssen und Seen, die in dem
grossen Umfang dieses Reichs sind. Auf
gleiche Art kann man, im Ganzen genom-
men, sagen, daß die Luft in Persien rein
und gut sey. Diese gute Eigenschaft hat



sie in dem Innern des Reichs. Man
 sieht dieses an der gesunden Farbe und den
 wohlgehaltenen Körpern der Einwohner.
 Die Perser sind gesund und stark, und ha-
 ben reines Blut. Nur einige Gränzorte
 leiden eine Ausnahme, wo die Luft während
 der Hitze ungesund ist.

Aus der Drockenheit der Luft folgt auch
 ferner, daß es in Persien wenig Regen
 giebt. Im ganzen Sommer sieht man
 in den innersten Provinzen von ganz Persien
 fast keine einzige Wolke. Die Luft ist so
 heiter und klar, daß es zu verwundern ist.
 Wenn man des Abends ein Blatt Pappier
 in die freye Luft legt; so ist es des Mor-
 gens noch so drokken, als man es des A-
 bends hingelegt hat. Die Blätter der
 Bäume, ja das Kraut auf dem Felde, hat
 nicht die geringste Feuchtigkeit. Das Erd-
 reich um Ispahan ist so locker, wie ein
 Schwamm. Etliche Tropfen Regen durch-
 feuchten es ganz und gar; und wenn die
 Sonne nur eine Viertelstunde scheint, so ist
 es auch wieder ganz drokken. In einigen
 Gegenden, z. B. in der Gegend von Lure-
 stan,

Iran, worinnen Hamadan (das Susa der Alten) die Hauptstadt ist, bemerkt man sogar, daß durch die Drockene der Luft der Schweiß zurück getrieben wird, da er im Gegentheil zu Babylon, und in Earamanien, vom Körper, als wie das Wasser aus einem Sieb, fließt. Ich will hier noch zwey Beobachtungen mittheilen, die eben so verschieden, als wunderbar, sind. Die erste ist diese: Obgleich der Himmel in denen Provinzen, die ich genennt habe, und noch in einigen andern, während des Sommers ganz ohne Wolken ist; so erheben sich des Abends dennoch Winde, die die Luft abkühlen; diese wehen die ganze Nacht hindurch bis eine Stunde nach Sonnenaufgang, und sind so frisch, daß, wenn man sich nicht verkälten will, man mit dicken Kleidern versehen seyn muß. Die zweyte ist diese: Obgleich in den übrigen Jahreszeiten entweder gar keine Winde wehen, oder man wenigstens doch keine merkt; so bemerkt man doch daß sich dicke schwere Wolken von Abend gegen Morgen ziehen, ohne daß sie von irgend einem Winde getrieben werden: diese Bewegung muß also von einer andern Ursache herkommen. Die Luft in Persien ist so schön, daß ich sie nimmermehr ver-



gessen werde. Man sollte fast sagen, daß in Persien der Himmel höher und von einer ganz andern Farbe sey, als unter unserm dif-
fen europäischen Himmelsstrich. Dieses hat einen Einfluß in die ganze Natur. Die Produkte und Werke der Natur und der Kunst, haben eine solche Schönheit, einen solchen Pracht, eine solche Festigkeit und Dauer, dergleichen man sonst nicht leicht antrifft, und aus der Heiterkeit der Luft kommt auch eine Munterkeit in Leib und Seele, und in den ganzen Charakter der Menschen. Ich werde hiervon weiter unten Gelegenheit haben zu reden. Hier will ich nur noch eine einzige Anmerkung hinzu fügen, woraus man die Reinigkeit und Feinheit der Luft in Persien noch besser merken wird. An den meisten Orten im Lande, und besonders zu Ispahan, hat man nicht nöthig die Bouteillen mit einem Stöpfel zu verwahren, damit sich der Wein nicht verrieche; wenn man sie jemanden vorsetzt, so thut man weiter nichts, als daß man zur Zierde in den Hals der Flasche anstatt des Stöpfels eine Blume, etwa ein Nägelchen, oder eine Rose, steckt; wenn man einmal daraus eingeschenkt hat, so steckt man auch diese nicht wieder hinein, sondern
sondern



sondern man läßt sie ganz offen. Man kann Wein vier und zwanzig Stunden lang in einer offenen Flasche stehen lassen, ohne daß man hiedurch die geringste Veränderung daran spürt.

Die gewöhnlichen Veränderungen des Wetters, oder der Jahreszeiten, sind in den innersten Theilen des Königreichs folgende. Der Winter fängt im November an, und dauert bis in den Monat März; er ist rauh und streng, mit vielem Eis und Schnee. Letzterer fällt in den Gebürgen stärker, als auf dem flachen Lande. Es giebt Berge drey Tagreisen von Ispahan gegen Westen, wo acht Monate im Jahr Schnee zu finden ist. Man sagt, daß man daselbst in dem Schnee weiße Würmer fände, so dick als ein kleiner Finger, die beständig auf demselben herum kröchen; wenn man sie mit den Fingern zerdrückt, so wären sie kälter als der Schnee selbst. Von dem Monat März bis in den April wehen heftige Winde, und wenn diese anfangen zu wehen, so sieht man es als ein gewisses Kennzeichen an, daß nunmehr der Winter vorbey ist. Vom May bis in
Sep.



September ist die Luft heiter, und wird durch die Winde, die von Abend bis gegen Morgen wehen, abgekühlt; vom September bis zum November ist das Wetter windig, wie im Frühling. Im Sommer sind in der Gegend von Ispahan, und den Orten, die mit demselben unter dem nemlichen Grad der Breite liegen, die Nächte zehn Stunden lang, und die Abenddämmerung ist sehr kurz. Dieses, und die kühlen Winde, welche die ganze Nacht hindurch wehen, mässigen die Hitze des Tages ungemein, die sonst unerträglich seyn würde. Denn wenn auch des Tags über die Hitze ausnehmend groß ist, so ist doch der längste Tag nicht über vierzehn Stunden lang. Man hat auch verschiedene Mittel gegen die Hitze. In Absicht auf die Wärme wollte ich den Sommer lieber zu Ispahan zubringen als zu Paris; wo ich oft im hohen Sommer von Mittag bis gegen drey Uhr eine solche brennende Hitze empfunden habe, daß ich es zu Ispahan, ja sogar in Indien, nicht wärmer gefunden habe. Ich habe oben schon bemerkt, daß hier die Luft im äussersten Grad droffen ist; ich weiß nicht, ob nicht hierinnen die Ursache

sache

sache liegt, daß die todten Körper, sowohl von Menschen als Vieh, eine Stunde nach dem Tode noch halb so dick werden, als sie von Natur sind; ingleichen bemerkt man, daß sich fast alle Krankheiten mit einem schmerzhaften Geschwulst an den Beinen endigen.

Persien wird weder von Gewittern, noch weniger von Erdbeben, viel beunruhigt. Man hat wenig Donner und Blitz, und diejenigen Lusterscheinungen, die sich aus den Dünsten erzeugen, sind selten, weil die Luft, wie ich schon gesagt habe, sehr trocken ist. Nur im Frühling hat man viele Hagelwetter; und weil in dieser Jahreszeit die Früchte schon nahe an ihrer Reife sind, so richten sie an denselben grossen Schaden an. Wenn sich in einem Lande solche Unglücksfälle zutragen; so bekommt man am Hof bald Nachricht davon: denn es werden aus den Gegenden, wo der Hagel Verwüstungen angerichtet hat, unverzüglich Abgeordnete an die Staatsminister geschickt, um einen Nachlaß an den Abgaben zu erbitten; und diese machen gemeiniglich das Unglück grösser als es ist. Was die Erdbeben anbelangt, so sind sie in Persien sehr selten;



selten; allein in Hircanien ereignen sich dergleichen, besonders im Frühling, sehr oft: doch sind sie eben nicht fürchterlich, haben auch selten traurige Wirkungen. Andere Luftzeichen sind gleichfalls in Persien selten. Regenbögen siehet man fast gar nicht; und man braucht sich auch nicht darüber zu verwundern: denn die wässerichten Feuchtigkeiten, wodurch sie erzeugt werden, sind nicht überflüssig in der Luft. Im Sommer siehet man oft des Nachts Strahlen fahren, wie Schwärmer, oder Raquetten; sie fallen bald gerade, bald schief, bald rechts, bald links, und scheinen schwarze Dünste hinter sich zurück zu lassen. Endlich merke ich nur noch an, daß die Luft in Persien so heiter ist, daß das Licht, welches von den Sternen fällt, hinreichend ist, daß man einander dabey erkennen kann.

Die Winde sind in Persien niemals so stark, daß sie in Urocane, oder Orcane, ausbrechen, und man hat überhaupt wenig Stürme daselbst. Nur allein längs dem persischen Meerbusen wehet zu gewissen Zeiten ein tödlicher, pestilenzialischer Wind. Man nennt ihn Bad-Sammum, d. i. giftiger Wind.

Wind. Am den Orten, wo er seine Vermüftungen anrichtet, nennt man ihn: Sanyel. Dieses Wort ist aus der türkischen und arabischen Sprache zusammen gesetzt; in jener heist Vel der Wind, und in dieser Sam Gift. Sannum und Sanyel heist also beydes: ein giftiger Wind. Er erhebt sich nur zwischen dem 15. Juny und dem 15. August, zu welcher Zeit die Hitze, längst dem persischen Meerbusen, am stärksten ist. Dieser Wind bläst mit einem starken Geräusch; die Luft scheint alsdenn roth und entzündet zu seyn. Diejenigen, die dieser Wind trifft, sterben an einer Erstickung, besonders bey Tag. Das wunderbarste an diesem Wind ist, nicht nur, daß er schnell tödtet, sondern daß die Körper derer, die daran gestorben sind, inwendig gleichsam ganz aufgelöst werden, ohne daß sie äußerlich ihre Figur oder Farbe ändern. Wenn man sie liegen sieht, so sollte man nicht glauben, daß sie todt wären, sondern nur schliefen; fast man sie aber bey einem Arm oder Bein an, so trennt sich dieser augenblicklich so vom Körper, daß man das Stück allein in der Hand behält. Im Jahr 1674. fand einer von denjenigen Bedienten, die man in Persien

Scharir,



Schatir, oder Läufer, nennt, da er während der Zeit, als dieser Wind wehete, von Basra nach Ormus gekommen war, einen solchen Läufer, den er kannte, mit einem Pakt Briefe in der Hand, auf der Erde liegen. Er glaubte, daß er schlief, und um ihn aufzuwecken, ergriff er ihn beyhm Arm. Er erschrak aber heftig, als sich der Arm vom Körper trennte, und ihm in der Hand blieb. Er befahlte ihn hierauf an andern Orten, und es war nicht anders, als wenn er in die Asche griff, so locker war der ganze Körper. Im Jahr 1675. im Monat May, kam ein kleines portugiesisches Geschwader in den Hafen von Conge, drey Tagreisen von Ormus, um gewisse Abgaben zu erheben, wozu die Portugiesen ein Recht zu haben glaubten. Diese hielt diejenigen Schiffe, die mit Reisenden von Mecca zurück kamen, bis in den Monat Julius auf. Die armen Leute, um aus der ungesunden Gegend weg zu kommen, eilten, wurden aber auf dem Weg von diesem giftigen Wind überfallen, wovon die meisten starben. So gefährlich nun dieser Wind ist, so kann man sich doch auch davor hüten. Man hört ihn von Ferne mit einem heftigen Brausen kommen. Man darf

Darf nur alsdenn den Kopf geschwind in Tücher einwickeln, sich mit dem Leib auf die Erde legen, und das Gesicht so lange fest in den Staub eindrukken, bis der Windstoß vorüber ist, welcher gemeiniglich nicht über eine Viertelstunde dauern soll: so ist man der Gefahr entgangen.



III.

Vom Erdreich in Persien.

Was wir von der Luft gesagt haben, das gilt auch vom Erdreich in Persien. Da das Königreich wegen seiner ausgedehnten Größe beynah eine kleine Welt ist, wovon die eine Seite vor Hitze verbrennt, und die andere zu Eis friert; so kann es nicht anders seyn, als es muß auch die Natur des Erdreichs von einander sehr verschieden seyn. Ueberhaupt zu reden, ist Persien, wie ich schon gesagt habe, unfruchtbar, indem kaum der zehente Theil angebauet ist. Ich habe ferner anmerkt, daß Persien ein sehr bergigtes Land ist, und daß die Berge größtentheils droffen

R.n.Persien. II.Th. I fen



fen und unfruchtbar, und beynahе nichts
 anders, als dürre Felsen ohne Wälder
 und Kräuter sind. Allein zwischen den
 Bergen sind hier und da Thäler und Ebene,
 die nach der Lage und dem Klima mehr
 oder weniger fruchtbar und angenehm sind.
 In einigen Gegenden ist das Erdreich steinig
 und sandigt, in andern leetigt, schwer und
 hart. Ueberal aber ist es so droffen,
 daß wenn man es nicht befeuchtete, es
 schlechterdings nichts, auch nicht einmal
 Unkraut, tragen würde. Es kommt die-
 ses offenbar daher, daß es nicht genug reg-
 net. Im Sommer regnet es fast gar
 nicht; und im Winter, wenn es auch reg-
 net, so droknet es die Sonne, wenn sie
 nur fünf bis sechs Stunden über den Hori-
 zont ist, so geschwind wieder aus, daß
 man das Erdreich von einemmal zum an-
 dern begiessen muß. Ich entsinne mich,
 daß wir einstens gegen das Ende des De-
 cembers einen so starken Regen hatten, der-
 gleichen ich in meinem Leben nicht gesehen
 hatte. Er dauerte vier und zwanzig
 Stunden, und in Ispahan waren alle Gas-
 sen und Gärten überschwemmt; allein zwey
 Tage hernach war es schon wieder so drof-
 fen, daß man nicht die geringste Spur mehr
 vom

vom Regen hatte. Wo man nun so viel Wasser hat, daß man damit das Erdreich gehdrig anfeuchten kann, da kann man auch sagen, daß das Land in der That fruchtbar sey, und alles trage, was man pflanzt. Die Unfruchtbarkeit ist also eine Folge von dem Mangel am Wasser, und dieser hängt von dem Mangel an Einwohnern ab. Man muß sich in der That wundern, wenn man die jezige Beschaffenheit Persiens mit den Nachrichten vergleicht, die uns die Alten, sonderlich Arrian und Curtius, von diesem Lande geben. Wenn man ihre Beschreibung von der Schwelgerey, Weichlichkeit, und den ungeheuer grossen Schätzen der Perser, liest; so fällt man ganz natürlich auf die Gedanken, daß das Land damals ganz mit Gold müsse angefüllt gewesen seyn, wo man alle Bequemlichkeiten des Lebens im größten Ueberflus, und im wohlfeilsten Preis, müsse gefunden haben. Aber wenn man jezo hineinkommt, so findet man es ganz anders. Indessen ist doch nicht zu leugnen, daß Persien ehemals eines der reichsten und prächtigsten Länder gewesen sey. Die heilige Schrift selbst macht uns in verschiedenen Stellen ein solches Bild davon. Wie kann man nun diese zwey



Stücke mit einander zusammen reimen? Man wird es leicht können, wenn man folgende zwei Ursachen erwäget, die diese grosse Veränderung hervor gebracht haben. Die erste liegt in dem Unterschied der Religion, und die andere in der verschiedenen Regimentsverfassung. Die alten Einwohner von Persien waren Feueranbeter, und es war ein Grundsatz ihrer Religion, daß sie sich mit dem Ackerbau beschäftigen mußten. Nach ihren Religionsbegriffen war es eine fromme und verdienstliche Handlung, wenn man einen Baum pflanzte, ein ödtes Land anbaute und von Dornen und Unkraut reinigte, oder in einem unfruchtbaren Lande Früchte zog. Die Philosophie der Mahomedaner im Gegentheil lehrt nur, die Schätze der Welt, so lange man lebt, zu genießen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, so wie man sich um einen Weg nicht weiter bekümmert, wenn man ihn einmal zurück gelegt hat. Die Regierungsform der alten Perser war gerecht, und suchte überall natürliche Gleichheit und Billigkeit zu erhalten. Das Recht des Eigenthums der Güter war sicher und geheiligt. Jezo seufzt Persien unter einer despotischen und völlig willkürlichen Gewalt.

Wenn



Wenn man einige Perioden der neuern Geschichte dieses Reichs mit der alten Beschaffenheit desselben vergleicht; so sieht man die Glaubwürdigkeit der Beschreibungen der Alten, die dieses Land für unvergleichlich fruchtbar und bevölkert ausgeben, ganz deutlich ein. Wir wollen nur dasjenige erwägen, was seit dem Anfang der Regierung Ubas, des Grossen, in diesem Lande geschehen ist. Dieser grosse Fürst hatte die einzige Absicht, sein Land blühend und sein Volk glücklich zu machen. Wie er zur Regierung kam, so fand er das Reich in schrecklicher Zerrüttung; die Städte waren verheert, und der größte Theil seiner Unterthanen arm. Allein, es ist kaum glaublich, was unter seiner Regierung in allen Stücken für wichtige Veränderungen geschehen sind. Wir wollen nur eine einzige Probe anführen. Er brachte in die Hauptstadt seines Reichs eine Kolonie Armenier, ein arbeitsames und fleissiges Volk, welche, da sie nach Ispahan kamen, in der Welt nichts hatten; aber nach Verlauf von dreissig Jahren wurden sie so reich, daß mehr als sechszig Kaufleute unter ihnen waren, die von hunderttausend bis zwey Millionen Thaler, theils an Geld, theils an



Waaren, in Vermögen hatten. Nach dem Tode dieses Regenten fiel Persien wieder zurück in seinen vorigen schlechten Zustand. Das Volk zog unter den beyden folgenden Königen haufenweis nach Indien, und unter der Regierung Solimans war Reichthum und Wohlstand in Persien verschwunden. Ich kam im Jahr 1665. unter der Regierung Abas des zweyten, das erstemal nach Persien; und im Jahr 1677. unter seinem Sohne Soliman, war ich das letztemal da gewesen. Aber in diesem Zeitraum von zwölf Jahren fand ich, daß die Reichthümer um die Hälfte geschmolzen waren. Die Münze war schlechter worden. Das gute Geld war rar. Die Grossen, welche verarmt waren, schunden die Geringen, und zogen ihre Güter an sich. Diese, um sich für die Unterdrückungen der Grossen schadlos zu halten, wurden Betrüger. Und so rissen Ungerechtigkeiten und andere schlimme Laster mit Macht unter den Einwohnern Persiens ein. Man hat Beyspiele genug in der Welt, daß sogar die Fruchtbarkeit des Erdreichs, nebst dem Reichthum eines Landes, von einer gerechten, billigen und gesetzmässigen Regierungsart abhängt. Wenn Persien von den

den

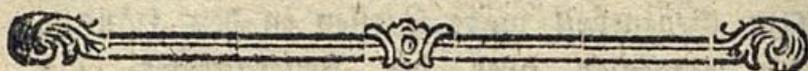


Den Türken bewohnt wäre, die noch weniger, als die Perser, taugen, und sich um die Sorgen des Lebens noch weniger bekümmern, dabey aber in ihrer Regierungsform noch härter sind; so würde Persien noch weit unfruchtbarer seyn, als es gegenwärtig ist. Im Gegentheil wäre Persien in den Händen der Armenier oder der Feueranbeter, die man heut zu Tage Gebern nennt; so würde sich Persien bald wieder zu seinem vorigen Glanz erheben.

Um nun wieder auf das Erdreich von Persien zu kommen, so ist es bey allen seinen Mängeln in vielen Gegenden noch immer so gut, als irgend ein anderes Land. Hieher gehören vornemlich die Provinzien, Armenien, Medien, Iberien, Hircanien, Bactriane, welche man gegenwärtig Corasson, und Candahar, im Lande Kurestan, welches zwischen Farsistan und Arabien liegt, nennt. Im Jahr 1669., da ich in der letzten Provinz war, verkaufte man in der Herberge an meine Bediente das Pfund Gerste für anderthalbe Pfennige, das Pfund Brod um 1. Kreuzer, Hammelfleisch für ein Sol, junge Hühner um zwey und einen halben Sol, fette Hühner um vier Sols.



Nun kann man rechnen, wie wohlfeil erst die Landleute diese Waaren verkaufen. Am Persischen Meerbusen aber sind diese Dinge theurer. Das Kind- und Schaafvieh ist dort sehr rar, und man hat viele Mühe, wenn man es bekommen will.



IV.

Von den Bäumen, Pflanzen und Specereyen.

In diesem Abschnitte werde ich nur von den sogenannten Fruchtbäumen reden. Was die andern Arten von Bäumen anbelangt, so sind die gemeinsten in Persien: der Platanus, der Weidenbaum, die Tanne, der Hagdorn, den die Araber Seder, und die Perser Conar nennen, wovon vielleicht der lateinische Name cornus, und von diesem der französische, cornouillier, und der an einigen Orten gewöhnliche deutsche Name, Cornelfirschenbaum, herkommt. Die Perser behaupten, daß der Platanus (Ahornbaum) ein kräftiges Mittel gegen die Pest, und

und alle giftige Ansteckungen der Luft, sey,
 und versichern dabey, daß seitdem, als man
 diesen Baum in der Hauptstadt des Landes
 auf den Gassen und in den Gärten ange-
 pflanzt habe, man nichts von der Pest da-
 selbst gespürt habe. Man hat diesen
 Baum noch in mehrern Städten Persiens,
 besonders in Schiras, stark angepflanzt.
 Der Baum, der die Galläpfel trägt, ist
 auch an vielen Orten in Persien sehr gemein,
 besonders aber in der Provinz Kurestan.
 Hier findet man auch diejenigen Bäume,
 die verschiedene Arten von Gummi tragen.
 Mastix und Beyrauch findet sich hier in
 grosser Menge. Der Beyrauchbaum, wel-
 cher viele Aehnlichkeit mit dem Birnbaum
 hat, wächst vorzüglich auf den Bergen in
 dem wüsten Caramanien. Hier wachsen
 auch Therebinthen, Mandel- und wilde
 Castanienbäume.

In dieser Provinz ist auch derjenige
 Baum zu Haus, der das Manna trägt.
 Es giebt verschiedene Arten davon. Die
 beste Sorte ist die gelblichte und großför-
 nichte. Man bekommt sie vornehmlich
 aus Nischapur, einer Gegend in Bactria-
 na. Eine andere Sorte nennt man



Tamarisken - Manna, weil der Baum, auf welchem solches wächst, diesen Namen hat. In der Provinz Sussiana, besonders in der Gegend von Dorac, an dem persischen Meerbusen, welche Ptolemäus Araca nennt, wächst dieser Baum in Ueberfluß. Die dritte Sorte des Manna ist die flüssige. Man sammelt solches in der Gegend um Ispahan, von einer Art Bäume, welche etwas grösser sind, als die Tamarisken, an denen die äussere Rinde glatt und sehr glänzend ist. Das flüssige Manna fließt im Sommer aus den Blättern dieses Baums. Man sagt, daß es ein Saft oder Schweiß sey, der aus den Blättern herausdringe, und sich, sobald er an die Luft kommt, verdicke. Des Morgens findet man die Erde unter diesen Bäumen von diesem ausfließenden Manna ganz fett; man braucht es zur Arznei, als wie das Tamarisken - Manna, es ist auch so süsse, wie dieses.

Es giebt zwey Arten von Staudengewächsen in Persien, die besonders wegen ihren traurigen und gefährlichen Wirkungen merkwürdig sind. Sie wachsen beyde in dem wüsten Caramanien, gegen den persischen Meer-



Meerbusen zu. Das erste hat den Namen Galbud-samur, d. i. eine Blume, die den Wind vergiftet. Die Araber nennen sie Schork. Sie sieht aus, als wie die sogenannten Jungfernreben. In den Ranken ist ein scharfer milchähnlicher Saft, der so dick als wie Milchrahm ist. Man sagt, daß an denjenigen Orten, wo viel dergleichen Gesträuche wachsen, der Wind, wenn er bey der grossen Hitze durchstreicht, etwas Giftiges aus diesem Gewächse an sich ziehe, wovon hernach diejenige, die diese angestefte Luft in sich zögen, oder derselben sehr stark ausgesetzt wären, stürben. Das andere Gewächs nennen sie Kerzere, welches so viel als Eselsgalle, oder Eselsgift, bedeutet. Man giebt eine doppelte Ursache dieser Benennung an. Die eine ist, weil der Esel unter allen Thieren, wie man wenigstens in Orient glaubt, die dauerhafteste Gesundheit hat; daher nennt man dasjenige, was in einem so hohen Grad tödlich ist, daß man sogar einen Esel damit umbringen könnte, Eselsgift. Die andere Ursache ist, weil, wenn Esel, oder auch andere zahme Thiere, von diesem Gesträuche fressen, sie in kurzer Zeit sterben. Genug, die Pflanze ist sehr giftig. Man sagt, daß



daß sogar das Wasser, welches an dem Holz des Gewächses herabläuft, dadurch vergiftet werde. Der Stamm dieses Gewächses ist so dick als ein Bein, und die Aeste nicht gar Armsdick; es erreicht gewöhnlich eine Höhe von sechs Schuhen. Die Rinde, welche sehr dick ist, fällt ins grüne Licht; die Blätter sind mehr rund als länglicht, und endigen sich vorne mit einer Spitze. Die Blüte dieses Baums sieht den einfachen Rosen ähnlich, und hat eine Farbe wie Oleander. Aus dieser Ursache nennen die Griechen dieses Gewächs Rhododendron. Die Araber nennen es wie die Perser, Eselsgalle. Die Botanisten nennen es Nerium, oder Oleander.

Die Kräuter kommen in Persien gut fort, besonders diejenigen, welche man gute, oder wohlriechende nennt, als welche hier einen besonders starken Geruch haben. Wurzeln, Hülsenfrüchte, Sallat, gerathen hier vortreflich, und werden schöner und süßer, als an irgend einem Ort in der Welt. Man ist sie roh, ohne daß sie eine Schärfe bey sich haben. Die Europäer haben in Persien einen Versuch mit unsern Hülsenfrüch-



früchten gemacht, um solche anzupflanzen, und haben gefunden, daß sie hier vortreflich wohl gerathen. Und gewislich, die Perser würden sie in weit grösserer Maasse und von bessern Geschmak, als wir, haben, wenn sie ihre Religion nöthigte, sich auf den Bau derselben zu legen, als wie in solchen Ländern, wo der Gebrauch des Fleisches zu gewissen Zeiten des Jahres verboten ist.

Persien ist das wahre Land der Medicinal- und Material-Waaren. Ausser dem Manna, von dem wir schon geredet haben, wächst hier Cassia, Sennerblätter, Süßholz, wovon fast alle Felder voll stehen, *Sonum-gracum*. Letzteres nennt man hier Kambelec, welches der Name ist, womit die Perser auch die grosse Tartarey benennen, weil, wie man sagt, dieses Gewächs ursprünglich aus der Tartarey nach Persien gekommen ist. Es wachsen auch hier Krähaugen, *nux vomica*, oder *metallica*. Das *Gummi Umoniaccum*, welches die Perser *Uscioc* nennen, wird an den Gränzen von Parthien auf der Mittagsseite häufig angetroffen. Man ziehet es aus einer Pflanze, die der Artischecke sehr ähnlich ist. An
eini-



einigen Orten, und besonders in der Gegend von Ispahan, wächst eine Pflanze, die wir in Europa nicht kennen. Sie kommt dem spanischen Cardons sehr gleich. Man nennt sie hier Livas. Man genießt sie im Frühling, welches eigentlich ihre Zeit ist, roh. Der Geschmack ist säuerlich und sehr angenehm. Die Persischen Kräuterkenner nennen sie Rivendayboni, welches eigentlich so viel heist, als: Pferd-Rhabarbara, weil man es auch braucht, um Pferde damit zu purgiren. Man hält sie wirklich für eine Bastardart von Rhabarbara, und es soll das nemliche Gewächs seyn, welches unsere Botanisten rubus arabicus nennen. Die rechte Rhabarbara wächst in Corasson; die beste aber kommt aus der östlichen Tartarey, zwischen China und dem caspischen Meere. Beyde Arten nennt man Rivend-tschini, d. i. Chinesische Rhabarbara. In Corasson ist man die Rhabarbara wie bey uns die rothen Rüben.

Unter den übrigen merkwürdigen Pflanzen in Persien verdient zuvörderst der Mohn hier bemerkt zu werden. Obgleich dieses Gewächs auch in andern Ländern häufig angetroffen

getroffen wird; so giebt es doch nirgends
so vielen und so starken Saft, als hier.
Die Pflanze wird vier Schuh hoch. Ihre
Blätter sind weiß. Im Monat Junius
wird sie reif, und alsdenn wird auch der
Saft ausgezogen. Es geschieht dieses auf
folgende Art. Erstlich macht man in den
Mohnkopf verschiedene Einschnitte. Aus
Uberglauben machen die Perser zwölf derglei-
chen Einschnitte zum Andenken der zwölf
Imam; allemal drey auf einmal neben
einander; sie bedienen sich hiezu eines ge-
wissen sichelförmigen Instruments, an wel-
chem drey Schneiden, wie die Zinken an
einem Ramm, neben einander stehen. Aus
den gemachten Schnitten lauft ein dicker
zäher leimigter Saft heraus, den man des
Morgens frühe, ehe die Sonne darauf
scheint, einsammeln muß. Er ist so stark,
daß diejenigen, die ihn sammeln, so blaß
und mager aussehen, als wenn sie im Grab
lügen. Eben dieses widerfährt denen, die
sich mit der Zubereitung desselben beschäftigen,
wovon wir unten im sechszehnten Abschnitt
umständlich reden werden. Dieser Saft
nimmt ihnen den Kopf ein, und macht sie
am ganzen Leibe starr. So wie der Saft
herausdringt, so macht man kleine Kugel-
chen



den daraus; der Mohnkopf selbst verdorret alsdenn, und wird, so wie auch der Stengel nebst den Körnern, schwarz. Diesen Saft nennen die Perser *Astun*, woraus das bey uns gewöhnliche Wort, *Opium*, formirt ist. Die beste Art hievon wird in der Gegend von *Linjan*, sechs Meilen von *Ipahan*, gezogen, wo ganze Felder davon voll stehen. Die Bekker streuen die Mohn-Saamenkörner auch auf das Brod, weil sie den Schlaf befördern, als welchen man in Persien nach der Mahlzeit für sehr gesund hält. Arme und geringe Leute essen dergleichen Körner auch zwischen den Mahlzeiten. Einige ziehen dasjenige *Opium*, welches zu *Cazeron*, in der Gegend des persischen Meerbusens, gezogen wird, dem andern vor, und sagen, daß es nicht so viel rohe und wässerichte Säfte im Blut erzeuge, als jenes.

Das zweyte vorzüglich merkwürdige Gewächs in Persien ist der *Tobak*. Dieses Kraut wächst in ganz Persien, der beste aber zu *Hamadan*, welches das *Susa* der Alten ist, in dem wüsten *Caramanien* in der Gegend von *Kurestan*, an dem persischen Meerbusen. Er wächst sehr leicht, und
braucht

braucht keiner grossen Arbeit. Man droknet ihn, und verführt ihn auf verschiedene Art. Wenn er gedroknet ist, so hat er eine gelbe Farbe. Man giebt ihm keine Beize, spinnet ihn auch nicht in Rollen. Die Perser glauben, daß er hiedurch, wie der Brasilianische Tobak, zu stark werden würde, und davon sind sie keine Liebhaber. Sie wollen einen leichten Tobak, den sie den ganzen Tag rauchen können. Sie können weder den Rauch noch den Geruch von dem Brasilianischen Rollentobak leiden. Sie nennen diesen nur insgemein Tambaku-Inglesi, oder englischen Tobak, weil die ersten europäischen Tobakraucher, mit welchen sie zu thun hatten, Engländer waren. Diese setzten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vielen Brasilianischen Tobak in Persien ab; allein, da die Perser fanden, daß er ihnen zu stark und zu theuer war, so stunden sie davon ab. Einige Leute, die sich durch den Tobak gern berauschen; mischen Hanfsaamen darunter, und in kurzer Zeit sind sie davon betäubt.

Ich entsinne mich, daß einige europäische Gelehrte einmal einen heftigen Streit mit einander gehabt haben, über die Frage:
K.n.Persien. II.Th. II Ob



Ob der Tobak und der Zucker ursprünglich aus Westindien herstamme, oder ob beydes vor der Entdeckung dieses Welttheils auch in Orient gewachsen sey? Ich habe mich auf dem Plaz selbst nach der Wahrheit erkundigt; aber man kann nicht glauben, wie wenig man sich in Orient um dergleichen neugierige Fragen bekümmert. Kein Mensch weis etwas von der Erfindung der Künste und Wissenschaften; auch bey den Gelehrten findet man nichts, das einem Verzeichniß der Entdeckungen ähnlich sähe. Was nun insonderheit den Tobak anbelangt, so habe ich in Persien nicht erfahren können, ob er ein einheimisches, oder von fremden Orten her eingeführtes Gewächs sey; alle meine Erkundigungen waren vergeblich. Einer von den wißbegierigsten Männern in Ispahan sagte mir, daß er in einer Parthischen Erdbeschreibung gelesen habe, daß man bey Aufgrabung des Mauerwerks zu Sultanie einen grossen irdenen Topf gefunden habe, worinnen hölzerne Pfeifen mit Tobakschaalen und klein geschnittenen Tobak, so wie ihn die Türken zu Aleppo schneiden, befindlich gewesen wären; hiedurch wird glaublich, daß diese Pflanze von Aegypten nach Persien gebracht worden, und erst seit etlichen hundert Jahren



ren daselbst einheimisch worden sey. Einige glauben auch, die Portugiesen hätten den Tobak zuerst aus Indien vor etlich hundert Jahren hieher gebracht; allein dieses ist nicht wahrscheinlich, weil es bey weiten noch nicht so lange Zeit ist, daß man diese Pflanze in Indien bauet. Alles, was ich habe erfahren können, ist, daß man erst seit dem Anfang des siebenzehnten Jahrhundert Tobak in Indien baue, und daß man die beste Sorte und die grosse Menge davon aus Persien zu Wasser dorthin bringe.

Was den Zucker anbelangt, so glaube ich, daß man ihn zu allen Zeiten in Indien gehabt hat. Ich weiß zwar wol, daß man dieses sehr stark in Zweifel zieht, und daß die meisten Schriftsteller behaupten, der Zucker sey ein Produkt aus der neuen Welt, wovon man vor der Entdeckung in der alten nichts gewußt, sondern daß man an dessen statt sich nur des Honigs bedient habe; allein, ich behaupte getrost das Gegentheil. Die Gründe meiner Meinung sind folgende. Erstlich, ist es eine ausgemachte Sache, daß der Zucker in ganz Indien, überall, in grosser Menge, ohne



viele Mühe, ganz vortreflich gezogen wird; dieses aber würde nicht geschehen können, wenn das Zuckerrohr eine ganz ausländische Pflanze wäre, als welche, wenn sie weit von ihrem Vaterlande wegkommen, niemals so gut gerathen, als in dem vaterländischen Grund und Boden. Mein zweyter Grund ist, weil man schon in den ältesten medicinischen Schriften der Indianer, Perser und Araber, den Zucker unter den Arzneymitteln verordnet findet.

Die Art, Tobak zu rauchen, ist in Persien und Indien ganz anders, als bey uns. Da die Luft daselbst viel wärmer und drockener ist, als in Europa und der Turkey, so würde ihnen der Tobak, wenn sie ihn so brauchten, wie wir, den Kopf allzustark einnehmen, weil sie ihn beständig rauchen. Sie lassen deswegen den Rauch erst durch eine Flasche mit Wasser laufen, ehe sie ihn zum Mund bringen, wie man aus der hier beygefügten Abzeichnung sehen kann. Sie nennen diese Art von Pfeifen Callian. Oben über der Flasche ist ein becherförmiges Gefäß, anstatt des Tobakskopfs, von Erde oder von Metall, woran eine Röhre befestigt ist, die in die Flasche geht,



geht, und fast an den Boden derselben reicht. Eine andere Röhre geht seitwärts in die Flasche, doch so, daß sie das Wasser nicht berührt, und an dieser ist das Pfeifenrohr befestigt, womit man den Rauch in den Mund zieht, nachdem er vorher im Wasser circulirt, und alle seine groben öligten Theile in dem Wasser zurück gelassen hat. Der Rauch selbst kommt auf diese Art rein und kühl zum Mund. Die Maschine steht auf einer Schaale, die wie der Fuß an einem Leuchter gestaltet ist. Wenn man Tobak rauchen will, so feuchtet man ihn zuerst an, damit er nicht so geschwind weg- brenne, alsdenn zerreißt man ihn, füllt den Kopf oben an der Röhre damit, und legt etliche kleine Kohlen darauf, und zieht alsdenn den Rauch durch die Röhre. Man sieht, daß diejenigen, die eine starke Brust haben, im Rauchen, durch das Anziehen der Luft, grosse Wasserblasen in der Flasche machen. Um diesen Flaschen auch eine Schönheit zu geben, die in das Auge fällt, so ziert man sie mit Blumen. Man muß wenigstens des Tages einmal frisch Wasser in die Flasche gießen; denn durch den Tobak bekommt es einen garstigen Geruch. Eine Schaale von solchem Wasser



getrunken, ist ein so starkes Brechmittel, daß man meint, die Eingeweide müßten heraus.

[Niebuhr fand noch die nemliche Art von Tobakspfeifen zu seiner Zeit in dem südlichen Theil von Persien. Sie haben auffer der angeführten Benennung noch mehrere Namen, die sie diesem Instrument geben. Es wird auch Kiddra genennt, obgleich dieses eigentlich nur die Wasserflasche ist, die dazu gebraucht wird; auch Buri, Nordsjil, Antira. Wenn die Perser dieses Instrument nicht haben können, so rauchen sie auch aus der langen Pfeife; ja im Nothfall füllen sie den Tobak in Knochen, und rauchen daraus. Die eigentliche persische Pfeife, d. i. wo der Rauch durch Wasser geht, wird auf verschiedene Art formirt. Der gemeine Mann macht sie so wohlfeil als möglich ist. Anstatt einer besondern Flasche nimmt er eine Cocusnuß mit einem Pfirschentopf von gebrannter Erde auf einer hölzernen Röhre, mit einem dicken Rohr anstatt des Pfeifenstiels. Vornehme Leute haben sie entweder ganz von Silber, oder mit Silber ausgelegt, auch von

von Glas. Inwendig auf dem Boden der Flasche sind Blumen von allerhand Art, die zuweilen von gefärbtem Glas verfertigt sind, und auf dem Boden der Flasche aufrecht stehen. Wenn der Tobak oben in dem Kopf angezündet ist, und die Luft über dem Wasser durch den Zug aus der Röhre weggenommen wird; so treibt die äussere Luft den Rauch aus dem Kopf durch die Röhre und durch das Wasser hindurch, und dieser kommt sodann durch die Seitenröhre in den Mund. Die äussere Form hängt von den Einfällen des Künstlers ab. Auch in Indien ist die persische Art zu rauchen üblich; aber die Maschine ist niedriger und unten breit; die Röhre ist auch biegsam, sehr lang, und bald mit Leder, bald mit Musellin überzogen. In Indien nennt man dieses Tobaksinstrument *Hoka*.]

Das Tobakrauchen ist eine böse Gewohnheit, womit fast die ganze Welt bezaubert ist. Unsere Europäer rauchen und schnupfen ihn, einige kauen ihn, einige, wie die Portugiesen, haben beständig die Nase davon voll. Die Morgenländer brauchen ihn nicht anders, als zum Rauchen, aber



sie sind hierinnen so unersättlich, daß sie, besonders die Perser, die Pfeife beständig im Munde haben. Vornehme Leute lassen sich ihren Callian durch jemand nachtragen; sie halten oft auf dem Wege still, um zu rauchen, einige rauchen sogar im Reiten. Sie gehen niemals ohne ihre Pfeife aus; sobald sie in einen Besuch kommen, so wird, sobald sie sich gesetzt haben, die Flasche mit Tobak vorgelegt. Sie lassen sich hiedurch in ihren Geschäften gar nicht hindern; sie verrichten solche im Rauchen so gut, als ohne dasselbe. Wenn man z. B. in eine Schule kommt, so warten sowol der Lehrer als die Schüler ihrem Studiren mit der Pfeife in dem Mund ab. Mit einem Wort, sie würden lieber das Essen entbehren, als das Rauchen. Einen deutlichen Beweis hievon geben sie bey ihrem Fasten in dem Monat Ramadan, welches, wenn es im Sommer fällt, achtzehn Stunden dauert, in welcher Zeit sie gar nichts, auch nicht einmal Wasser, zu sich nehmen. Sobald aber die Zeit des Fastens vorbey ist, so ist der Tobak das erste, das sie genieffen. Aus dem starken Gebrauch dieses Krautes kommt es größtentheils her, daß sie so angedro-
 net



net und schwach sind. Sie leugnen es auch selbst nicht. Wenn man sie deswegen fragt, warum sie denn den Tobak nicht ließen, so geben sie zur Antwort: aded-schud, d. i. es ist die Mode nicht anders; ohne Tobak kann sich das Herz nicht erfreuen. Abas der Grosse, zu dessen Zeiten diese Gewohnheit anfieng recht sehr einzureissen, versuchte allerhand Mittel, sie auszurotten, aber alle seine Anstalten waren vergeblich; ja sein eignes Beyspiel, da er selbst keinen Tobak rauchte, machte keinen Eindruck auf sie. Er machte ein Gesetz, worinnen er auf den Gebrauch des Tobaks Todesstrafe setzte; allein viele verließen lieber ihre Wohnungen und versteckten sich in den Gebürgen, als daß sie dieser bezaubernden Ergözllichkeit entsagen wollten. Man erzählt unter andern folgende lustige Begebenheit: „Als er einstens die Grossen seines Reichs zu Gast hatte, so befahl er, daß man an den Flaschen, deren man sich zum Tobakrauchen bediente, die obere Schaale mit gedrofneten und zerriebenen Pferdemist anstatt des Tobaks anfüllen sollte. Durch das Gesicht konnten sie keinen Unterschied merken, weil er eben so wie der zerriebene und angefeuchtete Tobak



ausfah. Der König fragte sie von Zeit zu Zeit, wie ihnen dieser Tobak schmeckte; er habe ihn von dem Bezier von Hamadan bekommen, der ihm solchen, um ihm Appetit zum Tobak zu machen, zum Geschenk geschickt, und dabey versichert habe, daß er von der besten Sorte von der Welt sey. Jedermann antwortete dem König, daß der Tobak ganz vortreflich wäre. Endlich wendete sich der König an den General der Kurdschen, den er für aufrichtiger und offenerziger als die andern hielt, und befahl ihm, daß er die Wahrheit frey sagen sollte, was er von diesem Tobak hielte. Sire, antwortete dieser, ich schwöre bey dem geheiligten Haupte Euer Majestät, daß er riecht wie Milleseurs. Der König sahe sie alle zornig an, und sagte: So sey die Waare verflucht, die man nicht von Pferdemist unterscheiden kann.

Das dritte merkwürdige Landesprodukt von Persien ist der Safran, welcher sonst nirgends so gut ist, als hier. Er wächst an verschiedenen Orten, aber der beste ist derjenige, der längst dem caspischen Meere wächst; die zweyte Sorte ist diejenige, die man aus Hamadan erzieht.

Das

Das vierte Produkt ist *Assa fétida*, oder der sogenannte Teufelsdreck. Es ist dieses ein verdickter und verhärteter Saft, wie die übrigen Gummi-Arten. Er fließt aus einer Pflanze, die *Hittit* genennt wird, von welcher man glaubt, daß sie das *Lazerpithium*, oder *Silphium* des *Dioscorides* sey. Sie wächst hier und da in Persien, besonders aber in *Sogdiana* und der dortigen Gegend. Die Pflanze ist gut zu essen, besonders die weisse; denn es giebt zwey Arten davon, eine weisse und eine schwarze. Der Saft, welcher aus der weissen fließt, ist nicht so stark als derjenige aus der schwarzen, er wird auch weniger geschätzt. Die *Morgentländer* nennen den Teufelsdreck *Hing*, und verbrauchen sehr viel davon. Sie brauchen ihn fast zu allen delikaten Speisen. Dieses Gummi hat den stärksten Geruch unter allen Waaren; sogar der *Bisam* kommt ihm nicht bey. Man riecht ihn schon von weitem, und wenn einmal in einem Zimmer eine gewisse Menge davon gewesen ist, so bringt man den Geruch Jahrelang nicht wieder aus demselben heraus. Die Gefäße, worinnen man ihn nach *Indien* verführt, werden so voll von dem Geruch, daß man hernach



nach keine andere Waare mehr hinein packen kann, ohne sie zu verderben. Ich habe einmal mit reichen Stoffen die traurige Erfahrung davon gehabt; ob diese gleich in Baumwolle, Wachstuch und andere Umschläge gepackt waren, so zogen sie doch nicht nur den Geruch an, sondern auch das Gold und Silber lief an, und wurde schwarz.

Fünftens ist die Mumie zu bemerken. Es giebt deren in Persien zweyerley Arten. Die eine ist die insgemein so genannte Mumie, die von einbalsamirten und in trockenen und heißen Sand begrabenen Körpern herkommt, wo sie sich nach Verlauf so vieler Jahrhunderte versteinern, wie jeder Kenner weiß. Diese Mumien, die eigentlich zu reden nichts anders als Versteinierungen von Menschen-Körpern sind, die seit zwey tausend Jahren einbalsamirt in der Erde gelegen haben, wie man in Persien sagt, findet man in Corasson, welches das Bactriana der Alten ist. Ein Bezier von dieser Provinz, mit Namen Mirza-Schey, ein sehr gelehrter Mann, sagte mir: wenn man an unterirdischen Canälen zu Wasser-

leitun-

leitungen arbeitete, so fände man im Sand dergleichen Mumien, welche sieben bis acht Fuß lang wären; entweder müssen also damals die Menschen grösser gewesen seyn, als sie jezo sind, oder man muß sie durch das Einwickeln zur Bewunderung der Nachwelt grösser zu machen gesucht haben. Er sagte ferner, man fände Körper mit Haaren am Kopf und am Bart, mit Nägeln an Händen und Füßen, und im Gesicht so wenig verändert, daß sogar die Züge noch kennbar wären. Er gab mir darüber diese Erklärung; er sagte: „Unser Körper ist ein Schwamm; wenn man ihm das Blut und die feuchten edlen Theile nimmt, so kann man das Uebrige viele Jahrhunderte lang erhalten. Das Erdreich in Bactriana ist ein bloßer drockener und heisser Sand, welcher zur Erhaltung und Versteinerung der Körper sehr geschickt ist.“

Die andere Art von Mumien ist ein kostbares Gummi, welches aus einem Felsen heraus tröpfelt. Man hat zwey solcher Minen, oder Quellen, in ganz Persien. Die eine ist in dem wüsten Caramanien, im Lande Sar, und diese ist die beste. Man sagt,



sagt, ein menschlicher Körper möchte noch so sehr zerstoßen, zerschlagen, oder zerstoßen seyn, mit einem halben Drachma von dieser Mumie könnte man ihn in Zeit von vier und zwanzig Stunden wieder zurecht bringen. Man erzählt in Persien so viele wunderbare Kuren, die alle Tage mit dieser Mumie geschehen sollen, daß kein Mensch mehr daran zweifelt. Die andere Mine ist in dem Lande Corasson, wo auch die Mumien von der ersten Art, als wie in Aegypten, gefunden werden. Diejenigen Felsen, aus welchen die rechte Mumie herkommt, gehören dem König allein, und, alles, was aus denselben herauströpft, gehört ihm auch. Sie sind mit fünf Siegeln von den vornehmsten Cronbedienten versiegelt; man öfnet sie nur einmal des Jahres, in Gegenwart dieser und anderer vornehmen Cronbedienten; alles, was man von diesem kostbaren Gummi findet, oder wenigstens der größte Theil davon, wird in den königlichen Schatz geschickt, woraus man es, wenn man in einigem Ansehen bey Hofe ist, im Fall der Noth haben kann. Das Wort Mumie ist ein persisches Wort, und kommt von Mum her, welches so viel als Wachs, Gummi, Salbe, bedeu-



bedeutet. Die Hebräer und Araber haben dieses Wort in eben dieser Bedeutung. Die Perser sagen, der Prophet Daniel habe sie den Gebrauch und die Zubereitung der Mummien gelehrt.

Unter den merkwürdigen und gegenwärtig bekannten Pflanzen in Persien ist auch die Hannah, oder Hennah, wovon diejenige Frucht herkommt, von welcher man eine Farbe bereitet, womit man sich Hände, Füße und auch das Gesicht bestreicht, um die Farbe und Haut gut zu erhalten. Wenn man sich mit dieser Farbe gerieben hat, so leidet die Haut weder von der Hitze noch von der Kälte einigen Nachtheil, und es entstehen weder Sommerflecken noch Ritzgen in derselben. Aus eben der Ursache, nemlich um das Ausbrechen der Haut zu hindern, reibt man auch den Pferden die Schenkel damit. Diese Frucht wächst wie der Pfeffer oder die Wachholderbeere an einem Stautengewächse. In dem Lande Kirman und Sistan ist sie in Ueberflus zu haben. Man sagt, daß dieses das nemliche Gewächs sey, welches man in den Abendländern Pastel nennt, aus deren Blättern man bekanntlich Tafeln und Kugeln zum



zum Färben bereitet. Wenn man die Blätter der Hannah brauchen will, so reibt man sie zu Pulver, und feuchtet solches mit Wasser an, bis es so dick wird, als ein fester Teig. Ist dieses geschehen, so benetzt man sich die Hände, und reibt sie sodann mit der angefeuchteten Hannah, wickelt sie die Nacht hindurch in Tücher ein, damit sich die Hannah ansetzen kann. Diese Farbe läßt sich mit Wasser leicht wieder abwaschen, daher sich diejenigen, die sich damit gerieben haben, nicht waschen, damit die Farbe nicht abgehe. Sie dauert gewöhnlich vierzehn Tage bis drey Wochen, ehe sie vergeht.

Die Kunas, welche einige von unsern Schriftstellern Dpoponar nennen, ist eine röthliche Wurzel, die man zum Färben braucht. Sie wächst häufig in Persien, von da sie nach Indien, wo die Färberey am höchsten gestiegen ist, verführt wird. (Aus der Wurzel ziehen die Einwohner den Saft, welcher anfänglich gebricht ist, aber hernach trocken wird.)

Die Baumwolle wächst in ganz Persien. Man sieht ganze Felder voll davon. Die Frucht



Frucht ist so groß, wie ein Mohnkopf, nur ist sie etwas runder, als dieser. In einer jeden Frucht findet man sieben kleine Körner, wie schwarze Bohnen gestaltet; dieses ist der Saame dieser Frucht. Es wächst auch in Persien in verschiedenen Gegenden eine besonders seltene Frucht an einem Stau-
tengewächs. Sie ist länglicht, und so groß, wie eine grüne Hagbutte, mit welcher sie auch der Gestalt nach überein kommt. Wenn sie sich öffnet, so findet man darinnen eine Art von Gefieder wie Seidenwatt. Ich habe in Persien Mätraken und Kissen davon machen lassen. Man kann sie wie die Baumwolle kämmen, ohne daß man sie verderbt.

Unter die Zahl der Medicinal-Produkte von Persien muß ich auch den Bezoar, diesen in der Medicin so berühmten Stein, rechnen. Es ist ein weicher Stein, der sich in kleinen Häutchen, die sich über einander ansetzen, erzeugt; fast so wie die Zwiebeln wachsen. Man findet ihn in den Körpern der wilden und zahmen Böcke und Ziegen, längst an dem persischen Meerbusen hin, in der Provinz Corasson. Man trifft ihn zwar auch in Indien, in dem

R.v. Persien. II. Th. X Kb.



Königreich Colconda, und in noch weiter entlegenen Ländern, an; der Persische aber ist weit besser. Man sagt, daß man in diesen sogenannten Gegenden Indiens auch Bezoar in den Körpern der Esel, der wilden Schweine, der Stachelschweine, und auch der Gänse, finde. Ich habe es zu Colconda selbst gesehen; allein, weil die Ziegen, aus welchen man ihn zog, drey Tagereisen weit hergebracht worden waren, so fanden wir nur in einigen Bezoar, und dies nur in sehr kleinen Stücken. Wir behielten einige von diesen Ziegen vierzehn Tage lang am Leben, und ernährten sie mit gewöhnlichen grünen Kräutern. Da wir sie hernach öfneten, so fanden wir nichts von Bezoar bey ihnen. Ich gab diese Tage über genau auf sie Achtung, um mich zu überzeugen, ob es wahr sey, was man sagt, daß es nur ein besonderes Kraut sey, wodurch diese Thiere hizzig würden, und welches den Bezoarstein in ihnen erzeuge. Die persischen Naturkündiger sagen, daß, jemehr diese Thiere in dürren Gegenden weiden, und drockene und hizzige Kräuter frassen, desto besser und wirksamer sey auch der Bezoar. Carasson und die Ufer des persischen Meerbusens aber sind die dürresten und

und drocksten Gegenden in der Welt, die man kennt. Inwendig in diesen Steinen findet man immer ein Stück von einem Dorn, oder andern Holz, um welches sich diejenige Feuchtigkeit, woraus der Bezoar entsteht, ansetzt und verhärtet. Auch dieses muß man noch bemerken, daß man diesen Stein in Indien in den Ziegen, in Persien aber in den Hämmeln und Böcken findet. Daher hält man den persischen Bezoar im Lande für hitziger und besser, als den indianischen, als welchen man auch viermal so wohlfeil verkauft, als den ersten. In Persien verkauft man ihn nach Kurag, (das ist ein Gewicht von drey Drächmen) das Kurag für vier und fünfzig Livres.

Die Morgenländer behaupten, daß der Bezoar ein wahres Gegengift sey, davon sie ihm auch den Namen Pezaer, das ist eigentlich: Ueberwinder des Giftes, oder: dem Gift überlegen, gegeben haben. Das bey uns gewöhnliche Wort Bezoar kommt ohne Zweifel davon her, so wie auch das bey uns übliche Wort, Sibeth-lake, von dem persischen Wort Zabab formirt ist. Den Bezoar braucht man unter den schweis-



treibenden Mitteln, bey dem Fleckensieber, und dergl. Man sagt, daß er die Lebens-Geister erhitze, Munterkeit verschaffe, und die Natur wieder in Ordnung bringe. Die Aerzte der Morgenländer brauchen ihn alsdenn, wenn sie sonst nichts mehr zu verschreiben wissen; ungeschickte Aerzte und Marktschreier aber erheben seine Kräfte bis an den Himmel; im Grund betrachtet aber hat er in Orient viel von seinem Ansehen verloren, und so wie mich dünkt, macht man auch in Europa nicht mehr so viel daraus, als ehemals.

Die Art, wie man ihn in Persien braucht, ist diese. Man schabt mit einem Messer ein wenig ab, oder reibt es auf einem Marmor zu Pulver; hievon nimmt man ordentlich zwey bis drey Gran in einem Löffel voll Rosenwasser. Der Bezoar wird auch häufig verfälscht. Wenn die Stücke sehr groß und glatt sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob sie ächt sind; denn der Preis solcher Stücke, wenn sie ächt wären, würde allzugroß seyn, als daß sie die Verfälscher so wohlfeil, als sie es thun, verkaufen könnten. Ich habe niemals größere Stücke wahren Bezoar gesehen, als
von



von sechs Drachman. Der ächte Bezoar ist allemal specifisch leichter, als der nachgemachte. Und dieses ist ein gewisses Kennzeichen, wornach sich die Kenner dieses Steins richten. Ein anderes noch sichereres Merkmaal, ob der Stein ächt sey oder nicht, ist dieses, daß man eine Ahle im Feuer glühend macht, und solche daran hält; steigen Dünste auf, oder bringt die Ahle in den Stein hinein, so ist es ein gewisser Beweis, daß er verfälscht ist. Diejenigen, die sich mit dem Verfälschen abgeben, nehmen insgemein spanisch Wachs dazu. Auch muß man bemerken, daß die Glätte dieses Steins allemal künstlich ist; denn wenn man ihn aus dem Leibe des Thieres heraus nimmt, so ist die äussere Haut so rau und grünlicht, wie das Inwendige.

Man hat mich nach meiner Zurückkunft aus dem Orient oft gefragt, was es mit dem Bisam und dem grauen Umbra für eine Bewandnis habe; ich glaube also nicht übel zu thun, wenn ich hier auch dasjenige anführe, was ich auf meinen Reisen davon beobachtet habe.



Jederman weiß, daß der Bisam, diese zähe, etwas harte und zerreibliche braunrothe Masse, von einem Thiere seinen Ursprung hat, welches unter dem Namen des Muscushiers (Moschus moschiferus) bekannt ist. Dieses Thier gleicht einer wilden Ziege, ausser daß es einen dünnern Leib und dünnere Beine hat. Es ist in der grossen Tartarey, in dem daran stossenden nördlichen Theil von China, und in dem Königreich Tibet, welches zwischen Indien und China liegt, anzutreffen. Ich habe dieses Thier niemals lebendig gesehen, aber die Haut von ihm habe ich an vielen Orten gesehen. Man sagt insgemein, der Bisam entstehe aus dem Schweiß dieses Thieres, welcher sich in einer Blase, oder einem Beutel, welchen dieses Thier in der Gegend des Nabels hätte, zusammen zöge. Die Morgenländer bestimmen den Ursprung dieser stark riechenden Masse genauer. Nach ihrer Beschreibung setzt sich an dem Körper dieses Thiers nahe bey dem Nabel ein Geschwür oder Beutel mit Materie an, welche das Thier, besonders wenn es in der Brunft ist, sticht und juckt; das Thier, um sich zu helfen, reibt sich alsdenn mit aller Gewalt an den Rinden der Bäume



Bäume oder auch an Steinklippen, wovon das Geschwür ausspringt; die Materie dringt sodann in dieser Gegend des Leibes zwischen die Muskeln und die Haut, und indem sie sich daselbst zusammenzieht, so formirt sie eine Art eines Gewächses, oder einer Blase; die innere Hitze erhitzt alsdenn dieses verdorbene Blut noch mehr, und hierdurch bekommt sie den durchdringenden und starken Geruch, den man an dem Bisam bemerkt. Diese Blase, oderbeutel, nennen die Morgenländer den Nabel des Muscus-Thiers, oder auch schlechtweg, den riechenden Nabel. In diesem Abscess, oder Sack, welches das Thier in der Gegend des Nabels hat, sammelt sich die von dem Geblüt desselben durch die Ständeln abge sonderte Masse, welche darinnen gerinnet, und sich an die Häutchen in demselben anhängt. Dieser Sack, der dem Thiere natürlich ist, ist auswärts mit dunkelbraunen glänzenden Haaren bewachsen. Der beste Bisam kommt aus dem Königreich Tibet, und wird selbst von den Morgenländern höher geschätzt, als der Chinesische, es mag nun seyn, daß er entweder wirklich seiner Natur nach stärker und dauerhafter ist, oder daß es nur deswegen so scheint, weil er frischer



bey ihnen ankommt; denn Tibet liegt ihnen näher als die Provinz Kensch in China, welches der Ort ist, wo am meisten Bisam bereitet wird. Der größte Handel aber mit Bisam wird zu Butam, einer berühmten Stadt in dem Königreich Tibet, getrieben. Die Patanen kaufen ihn daselbst, und verföhren ihn durch ganz Indien, von da er in die andern Welttheile gebracht wird. Diese Patanen sind Nachbarn von Persien und der grossen Tartarey, und sind entweder Unterthanen des grossen Mogols, oder zahlen ihm nur Tribut.

Die Indianer halten diese starkriechende Waare, sowol wegen des eigenen Gebrauchs, als auch wegen der starken Nachfrage von allen handelnden Nationen, sehr hoch. Sie brauchen ihn zu ihrem Rauchwerk und süßem Geruch; sie mischen ihn unter ihre Naturstärkende Latwergen, Compositionen und Umschläge, und brauchen ihn unter allen Arzneymitteln, wodurch sie die Stärke des Liebeswerkes zu befördern suchen. Die Weibspersonen brauchen ihn, um die Dünste, die sich aus der Mutter in das Gehirn ziehen, zu zerstreuen; sie tragen zu dem Ende eine Blase mit diesem aromatischen Pro-



Produkt am Nabel; wenn aber die Dünste sehr heftig und anhaltend werden, so nehmen sie etwas Bisam aus dieser Blase, nähmen solchen in ein leinenes Säckchen, und binden es an einen Ort, den die Schamhaftigkeit zu nennen verbietet.

Von dem besten Bisam, der noch in dem natürlichen von dem Thiere genommenen Säckchen ist, kostet das Pfund in Indien neunzig Rupien, die geringere Sorte fünf und vierzig bis funfzig. Eine Rupie gilt 30. Solb, französisch Geld. Die Engländer und Portugiesen bringen viel von dieser Waare aus Indien nach Europa; die Holländer beziehen ihn aus China, die Armenier, Perser und Patanen versehen Persien und die Türkey damit, wo aus Ursachen, die man leicht errathen kann, viel von dieser Waare abgesetzt wird.

Man sagt insgemein, daß wenn man die Säckchen, worinnen der Bisam gezeugt wird, aufschneidet, ein so starker Geruch heraus komme, daß die Jäger, wenn sie diese Operation verrichten, Mund und Nase mit doppelten Tüchern zubinden müssen; und daß dieser Vorsicht ohnerachtet, der



Geruch oft so stark sey, daß sie sehr starkes Nasenbluten davon bekommen, vermassen, daß sie sogar manchmal davon sterben. Ich habe mich genau darnach erkundiget; und die Armenier, die zu Buttam waren, haben mir die Sache eben so erzählt, wie ich sie erzählt habe: und ich gebe ihnen auch vollkommen Glauben. Meine Gründe davon sind diese. Der Bisam ist keine von denen Waaren, deren Stärke mit der Zeit zunimmt, sondern sie verliert vielmehr von ihrem Geruch durch die Länge der Zeit. Nun aber ist der Geruch, den diese Waare in Indien hat, so stark, daß ich ihn niemals hebe ausstehen können. Wenn ich mit Bisam gehandelt habe, so blieb ich jederzeit in der freyen Luft, mit einem Tuch vor dem Gesicht, ferne von denjenigen stehen, die damit umgiengen, weil ich aus der Erfahrung wuste, daß der Geruch von Bisam, wenn er frisch ist, den Kopf gar sehr einnimmt. Wie stark muß erst der Geruch seyn, wenn er frisch aus dem Beutel des Thiers kommt?

Hierbey merke ich noch ferner an, daß keine Waare so leicht zu verfälschen ist, und auch öfter verfälscht wird, als der Bisam.



Bisam. Man macht Säckchen aus der Haut dieses Thieres, füllt sie mit geronnenem Blut von ihm, und mischt ein wenig Bisam, um ihm den Geruch zu geben, darunter; diese verkauft man für diejenige Beutel, welche die Natur an dem Nabel dieses Thieres hervorgebracht habe, worinnen sich diese starkriechende Masse sammle. Ein ordereer Betrug ist der: Wenn die Jäger finden, daß die wahre Bisamblase nicht ganz voll ist; so drücken sie den Leib dieses Thieres und pressen Blut in die Säckchen bis sie voll sind; denn sowohl das Fleisch als das Blut dieses Thieres soll den nemlichen Geruch haben. Gewinnsüchtige Kaufleute mischen Bley, Ochsenblut und andere Sachen darunter, damit die Säckchen fein schwer wiegen. Die Morgenländer haben aber auch Mittel, diese Verfälschungen zu entdecken. Erstlich merken sie es am Gewicht. Die Erfahrung hat sie gelehrt, wie viel eine ächte Bisamblase wiegen muß. Die zweyte Probe ist der Geschmack; die Indianer nehmen jederzeit etliche Körnchen davon, die während des Handels abfallen, in den Mund. Die dritte Probe ist endlich diese: Sie nehmen einen Faden, der mit Saft von Knoblauch ange-



angefeuchtet ist, und ziehen ihn mit einer Nadel durch die Bisamblase durch; verliert sich der Geruch vom Knoblauch, so ist der Bisam gut, widrigenfalls ist er verfälscht.

Was den grauen Ambra anbelangt, so findet man ihn in den indianischen Meeren, längs der africanischen Küste: zwischen dem Vorgebürg der guten Hofnung, und dem rothen Meere. Das Meer stößt ihn auch zuweilen an den Küsten von Ceylon und der Malabarischen Halbinsel aus; aber dieses geschieht selten. In einigen persischen Schriften hab ich gelesen, daß die Araber behaupten, der graue Ambra wäre eine Materie, welche unten auf dem Grund des Meeres, aus Quellen, wie Raphtha, hervordringe, und die hernach von den Winden und Strömen gegen das Ufer getrieben würde. Andere im Gegentheil behaupten, es sey ein verhärteter Schaum des Meeres, oder der Saame von grossen Fischen, der sich auf gleiche Art verhärtet hätte. Allein, diese Meinung ist ganz und gar nicht wahrscheinlich. Denn da das Meer überall grosse Fische, auch überall Schaum hat, warum erzeugt sich nicht dieses



ses kostbare Rauchwerk in andern Gegenden von Indien, wo es doch viel wärmer und trockener ist, als in den Gegenden, wo man das Umbra findet? Die Gelehrten in Indien sagen, das graue Umbra sey ein wohlriechendes Gummi, welches wie der Beyrauch, in Arabien wachse; dieses würde durch Regen und Ströme zur Regenzeit (das ist unser Herbst) in das Meer getrieben, alsdenn von den Winden und Strömen zur Moßonszeit gegen Africa und die dortige Küste bis an die äußerste Spitze, die man das Vorgebürg der guten Hoffnung nennt, getrieben; von da würde es durch Gegenströme wieder gegen die Insel Madagaskar zurück getrieben. Einer von den gelehrtesten Indianern, mit Namen Mirza-scherif-el-mole, welchen der vorige König von Colconda aus Hochachtung an seinen Hof hatte kommen lassen, und ihm seine Tochter gab, hatte die größten Stücke von diesem grauen Umbra; und dieser sagte mir, als ich das letztemal zu Colconda war, er glaube, es sey nichts anders als verhärtetes Wachs und Honig. Er zeigte mir Stücke, welche inwendig wie ein Schwamm löchericht waren; er sagte dabey, die Bienen in Africa machten ihr Honig zwischen Felsen,



Felsen, in alten Baumstöcken, wie sie es denn auf diese Art in Orient in den meisten unbewohnten Ländern verfertigten; Regenströme rissen Stücke davon ab, und führten sie ins Meer, wo sich diese Materie nach und nach verhärte, und den angenehmen Geruch, den wir daran bewunderten, bekäme. Er sagte ferner, der Unterschied zwischen dem grauen und dem schwarzen Ambra, wovon das letztere weit weniger geschätzt wird, als das erste, käme eben daher, weil nicht ein Honig so gut, als der andere wäre; selbst unter dem grauen Ambra sey ein eben so grosser Unterschied, als unter dem Honig, an den Orten, wo der Honig wild wächst. Diese kostbare Materie war den alten Griechen und Arabern gänzlich unbekannt. Man behauptet, daß das Ambra alsdenn erst seinen guten Geruch bekomme, wenn es anfängt hart zu werden. So viel hab ich für meine Person selbst beobachtet, daß, wenn das Ambra frisch aus der See heraus kommt, solches einen sehr widerlichen Geruch hat, welcher aber nach und nach vergeht. Ferner sagt man, daß die Seevögel sehr begierig darnach wären, und mit ihren Schnäbeln daran



Daran haften; aber ich muß gestehen, so viel ich Ambra gesehen habe, so habe ich doch niemals Spizzen von dem Schnabel eines Vogels daran gefunden, wie einige wollen gefunden haben.

Des Zibeths bedienen sich die Perser nicht häufig. Nur allein die Frauenzimmer reiben sich die Haare damit, wenn sie sie vorher accommodirt haben.

Endlich ist unter den Medicinal-Waaren, die in Persien wachsen, noch das Galbanum übrig, welches in den Gebürgen, sieben bis acht Meilen von Ispahan, wächst; ferner das Kraut Kali, welches überall wächst, Sal armoniacum, Operment, womit man die Haare vertreibt.

Von diesen allen will ich nichts sagen, weil es lauter bekannte und gewöhnliche Dinge sind.



V. Von



V.

Von den Früchten in Persien.

Ich mache den Anfang mit den Melonen, welches die beste Frucht in ganz Persien ist. Man zählt in diesem Lande mehr als zwanzigerley Arten davon. Die erste Art ist diejenige, die man Germec nennt. Das Wort bedeutet so viel, als: erhitzt. Sie sind klein und rund. Sie wachsen gleich zu Anfang des Frühlings, zerschmelzen im Mund wie Wasser, und haben keinen Geschmack. Die persischen Aerzte rathen sehr, sie häufig zu essen, und sagen besonders, daß sie gut zum Lariren wären. Mit dem Kraut davon purgirt man im Frühling auch die Pferde; und dies thut man alle Jahre im Monat April. Man ist alsdenn vierzehn Tage bis drey Wochen lang alle Tage zehen bis zwölf Pfund davon, und dies sowol zur Gesundheit, als aus Leckerey; denn man glaubt, daß sie das Geblüt abfühlen, und einen

guten



guten gesunden Leib machen. Man erzählet hierüber folgende Geschichte: „Es kamen einstens zween arabische Aezte nach Espahan, gerade zu der Zeit, da diese Melonen anfiengen reif zu werden, um daselbst die Arzneykunst zu treiben. Da sie nun über die Strassen giengen, und überal so viele von diesen Früchten sahen; so sagte einer zum andern: Komm, laß uns weiter gehen, hier ist nichts für uns zu thun; hier ist eine Arzney für alle Krankheiten.“ Indessen glauben doch auch einige, daß der allzustarke Gebrauch dieser Frucht ungesund sey, und allerhand Fieber verursache, die besonders erst im Herbst ausbrechen. Denn sie sagen, von diesen Melonen setze sich ein gewisses Phlegma in den Magen an; wenn man nun darauf die süßen Melonen, welche sehr hizzig wären, genösse, so verwandle sich dieses Phlegma in Galle, und daraus entstünde das Fieber. Nach diesen Frühmelonen kommt fast alle Tage eine andere Art von Melonen zur Reife; diejenigen, die am spätesten reif werden, sind die besten. Die allerletzten sind die weissen, die so süße sind, daß man glaubt lauter Zucker im Mund zu haben. Diese ist man auch im Winter. Man hat das
K.u.Persien. II.Th.  ganze



ganze Jahr hindurch bey allen prächtigern
Tafeln Melonen, denn die letzten halten sich,
bis wieder die frischen Germec kommen.
Man verwahrt sie in Kellern, wo keine
Luft dazu kommen kann; und damit sie
nicht gefrieren, so hängt man nach der
Größe des Orts, einige oder mehrere Lam-
pen auf, wodurch die Kälte gemildert wird.
In der gewöhnlichen Melonen-Zeit, welche
vier vollkommene Monate dauert, essen die
armen Leute nichts als Melonen und Cu-
cummern, und die letzten mit der Schaafe.
Es giebt Leute, die auf einem Siz bis auf
dreyßig Pfund Melonen essen können, ohne
daß sie ihnen etwas schaden. In den
vier Monaten, wenn die Melonen-Zeit ist,
kommen ihrer so viele nach Ispahan, daß
ich glaube, daß man in ganz Frankreich in
einem Monat nicht so viel Melonen isst, als
in dieser Stadt in einem Tage. Die
Strassen stehen von Mitternacht bis zu Un-
tergang der Sonne voller Pferde und Esel,
die damit beladen sind. Die besten Me-
lonen im ganzen Königreiche wachsen in der
Provinz Corasson, nahe bey der kleinen
Tartarey in einem Flecken mit Namen Gra-
guerde. Man bringt sie von da nach
Ispahan, sowol für den König, als auch
um



um Geschenke damit zu machen. Sie verderben nicht unterwegs, ob sie gleich mehr als dreysig Tagreisen verführt werden. Ja ich habe zu Surata in Indien Melonen gegessen, die über Ugra, welches von Surata vierzig Tagreisen entfernt ist, angekommen, und nach Ugra, von den äußersten Gränzen von Persien, wieder mehr als vierzig Tagreisen weit, gebracht worden waren. Sie werden durch Fußgänger fortgeschafft, wovon jeder, wegen ihrer Grösse, nur zwey Stücke trägt. Er trägt sie in Körben, in jedem Korb eine, welche er wie Wagschaalen über die Schulter hängen hat; er wechselt damit ab, und hängt sie, um auszuruhen, bald auf diese bald auf jene Schulter. Die Träger legen mit ihrer Last des Tages fünf bis sieben Meilen zurück. Die Melonen Kerne bringt man aus der Tartarey; alle sieben Jahre muß man frischen Saamen kommen lassen: denn nach Verlauf dieser Zeit arten die Melonen ganz und gar aus, und die Frucht verliert ihren ordentlichen Geschmack.

Ausser allen Arten von Melonen hat man im ganzen Königreich auch Wasser-Melonen, oder Pateken, wovon das Stück

D 2

fünf-



funfzehn bis zwanzig Pfund wiegt; die besten davon kommen aus Bactriana. Eine Art von Cucummern, die fast gar keine Kerne haben, ist man ohne alle Zubereitung roh. Auch hat man hier diejenige Frucht, die man Badijan nennt, die man für das Zanthium des Dioscorides hält, und wir insgemein Liebesäpfel zu nennen pflegen. Die Frucht ist so dick, wie ein anderer Apfel, aber noch einmal so lang. Wenn er reif ist, so wird seine Haut ganz schwarz. Gekocht braucht man ihn zu verschiedenen Arten von Brühen, frisch aber wird er gar nicht gegessen. Man findet diese Frucht auch in den mittägigen Gegenden von Italien.

Es wächst in Persien noch eine andere Frucht, die in Ansehung der Figur und der Größe mit einem Apfel übereinkommt, aber inwendig hohl und sehr leicht ist. Man nennt sie Destembuje; sie hat diesen Namen, welcher eigentlich Geruch in der Hand heißt, daher, weil man sie als einen Strauß in der Hand hält.

Nach den Melonen sind die Trauben und Datteln die vorzüglichsten Früchten in
Per-



Persien. Von den Trauben giebt es zwölf- bis vierzehnerley Arten, blaue, rothe, und schwarze. Die Beeren sind so groß, daß man mit einer den ganzen Mund voll bekommt. Diejenigen, wovon man zu Spahan Wein macht, werden Rischmisch genennt. Diese Weintraube ist weiß, süß und besser als unsre Muscatellertrauben; wenn man aber viel davon gegessen hat, so beißt es einem im Hals, und wenn man zu viel davon ist, so machen sie Hitze. Die Beeren sind rund und ohne Kern, wenigstens fühlt man keine im Essen. Wenn aber der Most über den Trester stehen bleibt; so schwimmen die Kerne wie kleine dünne Fäserchen, kaum so dick als eine Nadelspitze, oben darauf herum. Man hebt in Persien die Trauben den ganzen Winter auf; die Hälfte des Winters läßt man sie an den Stöcken hängen, und wickelt jeden Trauben in ein leinenes Säckchen ein, damit er nicht von den Vögeln beschädigt werde. So wie man die Trauben essen will, so schneidet man sie ab. Die drockene und gute Luft in Persien erhält diese Trauben, da im Gegentheil solche die feuchte Luft in unsern Gegenden verderbt. Aus dieser Art von Trauben macht man



Rosinen, indem man sie auf den Böden aufhängt und troknet, wo sie hernach fürnerweis abfallen. Im Lande Kurdestan, gegen Sultanie zu, nimmt man Violablätter, deren es in der dortigen Gegend sehr viele giebt, und mischt sie unter die Rosinen, nicht nur um ihnen einen bessern Geschmack zu geben, sondern auch, weil man sagt, daß sie hiedurch den Leib gesund erhalten. Die besten Trauben, die man in der Gegend von Ispahan ist, bekommt man von den Gebern, oder Geuern, den alten heidnischen Feueranbetern, die dem Weinbau mit weit mehr Sorgfalt abwarten, als die Mahomedaner, weil ihnen der Wein nach ihrer Religion nicht verboten ist. In den Gegenden, wo viel Wein wächst, macht man auch einen Syrup, den man in Orient Dibs nennt, daraus.

Die Datteln, die ich für eine von den besten Früchten in der Welt halte, wachsen nirgends so gut, als in Persien. In Arabien wachsen sie zwar in grösserer Menge; aber ausser dem, daß sie kleiner sind, als in Persien, kommen sie diesen auch bey weitem in Ansehung des Geschmacks nicht bey.



bey. Die persischen Datteln behalten noch lange Zeit hernach, wenn man sie abgenommen hat, einen Saft wie Syrup bey sich, von dem die Finger zusammen kleben, und der so süß ist, wie Zucker, oder Jungfernhonig. Die besten wachsen in Kurestan, Sistan, in der Gegend von Persepolis, am persischen Meerbusen, und besonders zu Zaran, einem Flecken auf dem Weg von Lar nach Schiras. Man verführt sie Drossen, sowol in ganzen Trauben, als in einzelnen Beeren; aber die meisten werden in ihrem eigenen Saft eingemacht, und in grossen Kürbissen von zwanzig Pfunden verführt. Man macht sie auch mit Pistatschen in Töpfe ein, wie wir die Nüsse einzumachen pflegen; und dieses ist ein herrliches Essen. Doch muß man in dem Genuß derselben sehr mässig seyn, wenn man nicht daran gewöhnt ist: denn wenn man zu viel davon isst, so erhizzen sie das Geblüt dermassen, daß man ausgefahrne Pochen am ganzen Leibe bekommt, und Mangel am Gesicht leidet; dieses haben aber diejenigen nicht zu besorgen, die im Lande daran gewöhnt sind. Die Datteln wachsen buschweis, wie die Trauben, ganz oben



am Palmbaum. Es ist dieses ein sehr dünner Baum, aber unter allen fruchtbaren Bäumen der höchste, und hat weiter keine Nester, als oben am Gipfel. Wenn man die Datteln abnehmen will, so klettert ein Mensch, durch Hülfe eines Seils, welches er um die Knoten am Baum schlingt, hinauf, und in einer Stunde sind alle Früchte abgenommen, denn sie wachsen in solchen Klumpen an einander, daß mancher dreßsig bis vierzig Pfund wiegt. Ein Palmbaum trägt zuweilen bey zweyhundert Man Früchte, dies macht nach unserm Gewicht vier und zwanzig Quintalen. Der Baum fängt nicht eher an zu tragen, als bis er funfzehn Jahre alt ist, und trägt hernach noch bey zweyhundert Jahre lang.

In Persien wachsen alle diejenigen Früchte, die wir in Europa auch haben; aber es wachsen noch viel mehrere daselbst, die bey uns unbekannt sind. Wenn die Perser die Gärtnerey so verstünden, wie sie die Europäer verstehen, wahrhaftig! ihre Früchte würden zu einem noch größern Grad der Vollkommenheit kommen. Aber sie sind in der Gartenkunst ganz und gar unwissend; sie



ſie wiſſen nichts von Pfropfreißern, von Pfropfen, Inoculiren, Spalier und Zwergobſt. Ihre Bäume ſind lauter hochſtammige alte Bäume, die ſtark ins Holz ſchieſſen. Aprikofen haben ſie vortreflich, und mehr als ſechserley Arten; von dem andern Steinobſt, das bey uns bekannt iſt, haben ſie über funfzehnerley Arten, die aber nicht zu gleicher Zeit reif werden, ſondern nach einander kommen. Sie haben verſchiedene Sorten von Pfirſichen, darunter einige biß auf achtzehn Unzen wiegen, und die man ſonſt nirgends antriſt. Sie haben eine Gattung Aprikofen, die ſie Tocmſcham, d. i. Sonnen-Eyer, nennen, die inwendig roth ſind und ganz vortreflich ſchmecken. Dieſe und noch einige andere Arten von Aprikofen, gehen gern vom Kern ab, und der Kern läßt ſich auch leicht öfnen, worinnen ſich eine süße und wohlſchmeckende Mandel befindet. Man verführt ſie auch drocken an viele Orte, und wenn man ſie in Waſſer kocht, ſo giebt es einen ſehr süßen und dicken Saft, und wenn man eine gewiſſe Portion Zucker dazu thut, ſo giebt es einen angenehmen Syrup. Ich bin in Tſipahan auf Gaſtereyen ge-
weſen, wo mehr als funfzigerley Arten



von Früchten aufgetragen wurden, und einige kamen weiter als drey bis vierhundert Meilen weit her. Weder in Frankreich noch Italien siehet man etwas dergleichen. Eine von den gemeinsten und besten Früchten in Persien ist auch der Granatapfel. Es giebt verschiedene Gattungen davon, weisse, fleischfarbige, rosenfarbige und hochrothe. Bey einigen ist der Kern so zart, daß man ihn nicht unter der Zunge fühlt. Es giebt auch einige, welche zwischen den Körnern keine Häutchen haben. Es kommen Granatäpfel von Mesd, welche schwerer als ein Pfund sind. Die besten Äpfel und Birne kommen aus Iberien; die besten Datteln aus Kirman, die besten Granatäpfel aus Schiras, und die besten Citronen und Pomeranzen aus Hircanien. Unter andern zieht auch Persien sehr gute Quitten, die einen süßen und angenehmen Geschmak haben; zum Spaß setzt man zuweilen unter den Früchten Bactrinianische Zwiefeln auf, welche so groß sind, wie die Äpfel. Es wachsen auch dergleichen auf Carak, einer kleinen Insel an dem persischen Meerbusen. Bactriana ist überhaupt ein Land, welches die schönsten und besten Früchte hervor bringt. Es giebt



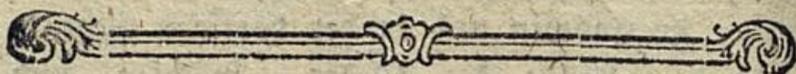
giebt Pflaumen, welche so groß sind, wie unsre Brignolerpflaumen, aber sie schmecken weit angenehmer. Wenn man ein halb Duzend in Wasser kocht, so hat man eine gute Purganz, und wenn man etwas Seneflätter darunter mischt, so ist die Arznei vollkommen. Man nennt sie *Alu-Bocara*, d. i. Pflaumen von *Bocara*, einer Stadt der *Bactern*, in der kleinen *Tartarey*, am *Flus Drus*.

Zu *Caswin* und in der dortigen Gegend, in dem Lande der *Meder*, wachsen auch *Pistatschen*, und diese sind größer als diejenigen, die in *Syrien* wachsen. Sonst wachsen keine, so viel ich weiß, in der ganzen Welt, als in diesen beyden Gegenden. Es giebt hier eine Art *Pistatschen*, dergleichen ich sonst nirgends gesehen habe; sie sind nicht so gut als die andern, und nicht größer als *Kirschenkerne*. Die *Perser* essen sie droffen mit *Salz* geröstet. Man braucht sie bey allen *Gastereyen*, besonders giebt man sie zum *Wein*.

Ferner haben sie *Mandeln*, *Nüsse*, *Häselnüsse*, und *Feigen*, die alle vortreflich sind.



sind. Die meisten Früchte werden von
Vesd verschifft. Es wachsen auch Oliven
in Persien, an den Gränzen von Arabien,
in der Provinz Mazenderan, am Caspischen
Meere, aber sie verstehen die Kunst nicht,
Del daraus zu pressen. Ich werde in
diesem Kapitel nichts von Kornfrüchten, die
die Natur zur Nahrung für Menschen und
Vieh hervorbringt, reden, sondern diese
Materie bis auf das Kapitel von Künsten,
Handwerken und dem Ackerbau versparen.



VI.

Von den Blumen in Persien.

Es giebt in Persien alle Arten von Blu-
men, wie in den schönsten Ländern
von Europa; aber es sind nicht alle Pro-
vinzen hierinnen einander gleich. In den
mittäglichen Gegenden des Königreichs giebt
es nicht so viel und vielerley Arten von Blu-
men, als in den andern; denn den Blu-
men ist die allzugrosse Hitze eben so nachthei-
lig,

lig, als der Frost. Daher kommt es,
 daß in Indien weniger Arten von Blumen
 gefunden werden, als in Persien, ob es
 ihrer gleich das ganze Jahr hindurch giebt.
 Aber in Persien sind die Blumen überhaupt
 wegen den lebhaften Farben weit schöner als
 in Europa und Indien. Hircanien ist
 ein besonders vortrefliches Land für die Blu-
 men; es giebt daselbst ganze Wälder von
 Orangebäumen, einfachen und doppelten
 Jasmin, alle Blumen, die wir in Europa
 haben, und noch mehrere dazu. Der
 östliche Theil dieses Landes, welcher Ma-
 zenderan heist, ist vom September bis zu
 Ende des Aprills ein ordentliches Parterre.
 Das ganze Land ist alsdenn mit Blumen be-
 deckt; und dieses ist auch die beste Zeit für
 die Früchte: denn in den andern Jahres-
 zeiten kann man es wegen der allzugrossen
 Hitze und der übeln Beschaffenheit der Luft
 daselbst nicht aushalten. Gegen Medien
 hin, und an den östlichen Gränzen von A-
 rabien, bringen die Felder für sich Tulpen,
 Anemonen, die schönsten rothe Kamunkeln,
 und Kayserkronen. An andern Orten,
 als um Ispahan herum, wachsen die Ton-
 gullen von selbst, und man hat im gan-
 zen



zen Winter Blumen. Narcissen, von mehr als sechserley Sorten, Lilien, Mayenblumen, Viole von allerhand Farben, einfache und gefüllte Nägelchen, oder Grasblumen, einfache indianische Grasblumen von blendenden Farben, einfachen und doppelten Jasmin, sogenannten spanischen Jasmin, von Geruch und Farbe, die alles übertreffen. Die Tulpen haben zu Hispanien einen kurzen Stengel, und werden nicht höher als vier Zoll von der Erde. Unter den Blumen, die man den Winter über hat, ist der weiße und blaue Sambul, (das ist die Blume, die wir Hiazynthen nennen,) Mayenblumen, kleine Tulpen, Viole, und Myrrhen. Im Frühling giebt es gelbe und rothe Grasblumen, oder Nelken, in Ueberflus, Bisambblumen von allen Farben, und noch eine Blume, die mir gänzlich unbekannt war, mir aber ausnehmend gefallen hat. Sie nennen sie Gulmikek, d. i. Gewürznägeleins-Blume, weil sie dieser Specerey an Gestalt vollkommen gleich. Man kann weder in der Natur noch Kunst etwas so Lebhaftes sehen. Die Blume ist dunkelroth. Aus einem jeden Schuß treiben über dreyßig dergleichen Blumen heraus, die in der Ründe herum in Größe eines

eines Thalers stehen. Die Rose, die in Persien sehr gemein ist, hat auffer der gewöhnlichen Farbe, noch fünferley Sorten von Farben; es giebt weisse, gelbe, rothe, die wir die spanische nennen, hochrothe, und zweyfarbige, auf der einen Seite roth, und auf der andern weiß, oder gelb. Ich habe Rosenstöcke gesehen, wo auf einem Zweig Rosen von dreyerley Farben, gelbe, gelbe und weisse, und gelbe und rothe, gewachsen sind. Im Frühling belegen sie Töpfe mit einer sehr zarten Erde, worunter sie Kressen-Saamen gemischt haben, und halten sie immer mit einem groben feuchten Tuch bedekt. Die ersten Sonnenstrahlen, welche die Erde erwärmen, machen, daß der Saame aufgeht; hiedurch wird der ganze Topf grün, als wie eine Baumrinde, die mit Moos bewachsen ist. Mit diesen grünen Töpfen, die dem Auge den schönsten Anblick machen, puzzen sie nicht nur ihre Zimmer auf, sondern setzen sie auch zur Zierde in ihre Gärten. Nichts ist aber schöner anzusehen, als die Bäume, besonders die Pfirsich-Bäume, wenn sie in voller Blüte stehen; denn die Blüten stehen so dicht an einander, daß man nicht durchsehen kann.

Ich



Ich habe oben von einer Art Blumen geredet, die in der Gegend von Ispahan wachsen, nemlich Len Hyazinthen, die die Perser Sambul nennen. Hier will ich noch dasjenige hinzu fügen, was Petro della Valle in seiner Reisebeschreibung von einer Wurzel von ausnehmend gutem Geruch sagt, welche nach seiner Erzählung die Perser Sombul Catay, oder tartarische Hyazinthen, nennen. Er sagt weiter nichts davon, als daß es eine wohlriechende Wurzel sey. Bey meiner Zurückkunft haben mich verschiedene Personen gefragt, was es damit für eine Beschaffenheit habe; deswegen will ich sagen, was ich davon weiß. Ich glaube, daß es nichts anders ist, als die Spica nardi; denn Sombul heist im Arabischen eine Aehre, wovon die arabischen Sternkundige das Zeichen der Jungfrau im Thierkreis Sombule nennen, weil ihr die Mahler eine Kornähre in die Hand geben. Aber ich habe in Persien niemals gehört, daß daselbst eine solche Wurzel wachse, und glaube vielmehr, daß sich Petro della Valle hierinnen, wie in mehrern andern Dingen, geirrt habe; da er etwas für eine Wurzel gehalten hat, welches
nichts



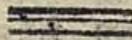
nichts als eine Komposition von andern Materialien war. Ich habe überhaupt in Persien die Anmerkung gemacht, daß man alles, was vortreflich ist, Catayisch, oder Tartarisch nennt, nicht, als wenn es aus diesem Lande herkäme, sondern nur um die Seltenheit derselben anzuzeigen; z. E. den Venetianischen Brocad nennen sie Zerbast Catay, d. i. Silberstük aus der Tartarey.

Nach dem, was ich von der Menge und Schönheit der Blumen in Persien gesagt habe, sollte man leicht auf die Gedanken gerathen, daß hier die schönsten Gärten in der Welt angetroffen würden; allein es ist nichts weniger, als dieses. Im Gegentheil habe ich auch hier die Anmerkung gegründet gefunden, die ich schon bey mehreren andern Gelegenheiten gemacht habe: Da, wo die Natur im hohen Grad fruchtbar ist, ist es die Kunst am allerwenigsten. Wo die Natur selbst die vortreflichste Gärtnerin ist, da hat die Natur am wenigsten zu thun. Die Gärten der Perser bestehen gewöhnlich nur aus einer grossen Allee, welche den Garten nach einer geraden Linie durchschneidet; auf beyden Seiten ist sie mit Platanen

K. n. Persien, II. Th. 3 nen



nen besetzt, in der Mitte ist ein grosses Wasserbehältnis, welches nach der Grösse des Gartens verhältnismässig ist; auf beyden Seiten sind zwey kleinere. Der Raum zwischen beyden ist ohne eine gewisse Ordnung mit Blumen besetzt, mit Fruchtbäumen bepflanzt, und mit Rosenstöcken ausgeschmückt. Hierinnen besteht die ganze Zierde der Persianischen Gärten. Man weiß nichts von Parterren, grünen Cabineten, Labyrinthen, Terrassen und andern Auszierungen unsrer Gärten. Die Ursache hievon ist, weil die Perser nicht, wie wir, in ihren Gärten spazieren gehen, sondern sich nur mit der Aussicht begnügen, oder frische Luft darinnen schöpfen. Wenn sie in ihre Gärten kommen, so setzen sie sich nieder, und stehen, so lang sie im Garten sind, nicht von der Stelle auf.



VII.

Von Metallen, Edelgesteinen und
andern Mineralien.

Da Persien voller Berge ist, so findet man auch viele Mineralien darinnen, die man erst in diesen Jahrhunderten mehr angefangen hat, zu bearbeiten, als vorher. Abbas dem Grossen haben die Perser dieses zu danken. Durch die vielen mineralischen Wasser, die man in Persien hier und da findet, kam dieser König auf die Gedanken, Bergwerke anlegen zu lassen. Die Metalle, die man in Persien findet, sind Eisen, Stahl, Kupfer und Bley. Ausserdem findet man weder Gold noch Silber daselbst. Indessen ist es doch mehr als wahrscheinlich, daß man vielleicht Gold in den Bergwerken finden möchte, indem es fast unmöglich ist, da man ausser den genannten Metallen auch Schwefel und Salpeter findet, daß nicht auch die edlern Metallen,



tallen, Gold und Silber, sollten gefunden werden. Aber die Perser sind viel zu faul, Entdeckungen hierinnen zu machen. Sie begnügen sich mit dem, was sie alle Tage sehen, ohne jemals den Gedanken zu haben, weiter zu kommen. Wenn sie so viele Bedürfnisse hätten, wie wir, wenn sie so thätig, unruhig und fleissig wären, wie wir; so würde kein Hügel in diesen Gebürgen seyn, der nicht an vielen Orten durchsucht und durchgraben wäre. Noch ein deutlicher Beweis, daß Silber in ihren Bergwerken gefunden wird, ist dieser, weil, wenn die Schmelzer das Silber reinigen, welches sie durch Hülfe des Bleyes verrichten, das Silber sich allezeit vermehrt, welches aus keiner andern Ursache herkommen kann, als weil solches schon in dem Bley steckt, und sich im Abtreiben mit dem andern Silber vereinigt. Das vornehmste Silber-Bergwerk bisher ist zu Kervan, in der Gegend Gendamon, vier Meilen von Ispahan, auf einem Berg, welcher Schachfuch, oder der Königsberg, genennt wird. Aber weil Holz und Kohlen zu Ispahan sehr theuer sind, und dieses Bergwerk auch nicht besonders ergiebig ist, so sind die Unkosten allezeit grösser als die Ausbeute; daher kommt



Kommt es, daß man von einer unglücklichen Unternehmung sprüchwortswise sagt: „Es ist ein Bergwerk von Kervan; oder: Es sind Kervaner Gure.“ Man wendet allemal zehen Gulden an, um neune wieder zu bekommen. Man hat alle Ursache zu glauben, daß der Reichthum der alten Perser aus den Bergwerken des Landes gekommen sey, die aber mit der Zeit entweder erschöpft, oder nicht länger unterhalten worden sind, weil man Gold und Silber genug durch den Handel in das Königreich gebracht hat.

Die Eisenminen sind in Hircanien, im nördlichen Medien, und in Bactriane. Es giebt an allen diesen Orten Eisen genug, aber es läßt sich nicht so gut verarbeiten, als das Englische.

Stahl bricht man in eben diesen Minen, in großem Ueberflus, und er ist so wohlfeil, daß das Pfund nicht theurer als sieben Solz zu stehen kommt. Er enthält ungemein viel Schwefel; wenn man daher Feilstaub davon in das Feuer wirft, so knistert er, als wie Schiespulver. Er ist sehr fein, und seine Bestandtheilchen sind aufferordent-



lich klein und zart, eine Eigenschaft, wodurch er eben, ohne weitere Kunst, seine Härte bekommt, dergestalt, daß er so hart ist, als der Diamant. Auf der andern Seite aber wird er dadurch so spröde, daß er wie Glas zerspringt: und weil die Perser mit dem Härten und Ablöschen nicht geschickt umzugehen wissen, so können sie weder Springfedern noch andere feine Arbeit daraus verfertigen. Demohngeachtet bekommt er durch das Ablöschen im kalten Wasser zu groben Arbeiten Härte genug. Sie verrichten dieses auf folgende Art. Nachdem sie ihn im Feuer heiß gemacht haben, doch ohne daß er glühend geworden ist, so umwickeln sie ihn mit einem feuchten Tuch, anstatt daß ihn unsre Werkleute im Löschkrog abkühlen. Dieser Stahl läßt sich auch nicht mit Eisen vermischen; wenn man ihm zu viel Feuer giebt, so verbrennt er, und wird zu Schlacken. Doch kann man ihn mit indianischem Stahl vermischen, welcher nicht so spröde ist, ob er gleich auch viel Schwefel bey sich hat. Letzterer wird weit höher geschätzt. Beyde Arten von Stahl nennen sie Putad schaher der, d. i. eigentlich: gewässertes Stahl. Wir nennen

nennen ihn Damascener Stahl, um ihn von dem Europäischen zu unterscheiden. Aus diesem Stahl werden die schönen Damascener Degenklingen verfertigt.

Kupfer findet man vornemlich zu Sary, in der Provinz Mazenderan. Es giebt auch einiges in den Gebürgen bey Caerwin; aber es ist sehr spröde, und muß, ehe es verarbeitet werden kann, mit schwedischem oder japanischem Kupfer versetzt werden: man nimmt zu zwanzig Theilen einheimischen Kupfers einen Theil ausländisches. Dieses Metall ist in Persien am üblichsten.

Die Bleyminen sind gegen Kirman und Bezd zu, und in den letzten enthält das Erz auch etwas Silber.

Mineralien giebt es in ganz Persien in Ueberfluß. Schwefel und Salpeter kommen aus dem Gebürge Damabend, welches Hircanien und das Land der Parthen von einander scheidet. Spießglas findet man in Caramanien; aber es ist nicht ächt: denn wenn man es schmelzt, so findet man nichts darinnen, als feines Bley. Schmergel



gel findet man gegen Miris zu; er ist sehr hart, verliert aber seine Härte, wenn man ihn zerreibt. Ganz anders aber ist der indianische Schmergel. Je kleiner dieser zerrieben ist, desto mehr Stärke hat er, und desto mehr greift er an; aber deswegen ist er auch mehr werth. Vitriol, Quecksilber und Zinn haben sie in Persien gar nicht, sondern müssen solches aus Indien beziehen.

Salz erzeugt in Persien die Natur selbst, ohne alle Kunst; desgleichen auch Schwefel und Allaun. Was das Salz anbelangt, so giebt es in Persien zweyerley Arten davon: eines erzeugt sich auf der Oberfläche der Erde, das andere wird aus Bergwerken gegraben. Salz ist in Persien sehr gemein; denn auf der einen Seite wird keine Abgabe davon bezahlt, und auf der andern findet man ganze Ebenen von zehen Meilwegß lang, die mit Salz, Schwefel und Allaun bedeckt sind. Man trifft eine Menge dergleichen Salzfelder an, wenn man in dem Lande der Parther, der Provinz Farsistan und Hircanien reist. Das Salz ist so rein und sauber, als es nur seyn kan.

In

In Medien und zu Ispahan wird das Salz aus der Erde gegraben, und in grossen Stücken, wie Quatratsteine, verführt. In einigen Gegenden, z. E. im wüsten Caramanien, ist es so hart, daß arme Leute dergleichen Salzsteine zur Erbauung ihrer Häuser brauchen.

Marmor, Bruchsteine und Schiefer findet man vorzüglich in dem Lande Hamadan, wo das Susa der Alten gelegen ist. Von Marmor giebt es in Persien verschiedene Arten, weissen, schwarzen, rothen, und von schwarz und roth marmorirten. Der schwarze wird bey einem Flecken in Susiana, mit Namen Sary, gebrochen. Man schneidet Tafeln daraus, wie aus dem Schiefer. Aber der schönste und beste Marmor ist derjenige, den man in der Gegend von Lauris bricht. Er ist durchsichtig, fast wie Bergcrystall; wenn man Tafeln einen Zoll dick daraus schneidet, so kann man noch durchsehen. Dieser Marmor ist weis mit grün untermischt, bläsfarbig wie Gagat. Er ist so zart, daß man ihn mit dem Messer schneiden kann; daher ihn einige für kein rechtes Mineral, auch für keinen rechten Stein halten.



Die Perser brauchen keine Feuersteine, weder zu ihrem Schiesgewehr, noch Feuer damit zu schlagen. Sie haben ein gewisses Holz, das ihnen zum Feuerzeug dient, und welches eben die Wirkung hat, als Feuersteine. Wenn man damit gegen einander schlägt, so entzündet es sich und fängt Feuer.

In den arabischen Gränzen auf der Seite gegen Babylon giebt es Seen, worinnen man die Art von Pech findet, die man in der Kunstsprache Bitumen, oder Erdpech, nennt.

In der Gegend um Tauris findet man Azur, aber er ist nicht so gut als derjenige, den man aus der Tartarey bekommt; er verliert seine Farbe, wird immer dunkler, und vergeht endlich ganz und gar.

In Armenien und Farsistan findet man Bolus und Mergelerde, welche letztere so weiß ist, wie Seife, und deren man sich auch anstatt der Seife bedient. Die Weiber brauchen sie vornemlich im Bad, und waschen sich den Kopf damit. Hier findet man auch Minen von Bergtalsch.

In

In der Provinz Mazenderan findet man Bergöl, oder Naphtha, sowol schwarzes als weißes. Man braucht es zum Lackiren, zum Mahlen, und auch als eine Arzney, um die kalten Flüsse damit zu vertreiben. Man findet dergleichen Naphtha noch an mehreren andern Orten, i. E. in Chaldäa, wo die gemeinen Leute ein Del zum Brennen daraus bereiten.

Die ergiebigste Mine in Persten ist diejenige, wo die Türkise gegraben werden. Man findet sie an zween Orten, zu Nischapur in Corasson, und in einem Berg zwischen Sircanien und Parthien, vier Tagereisen von dem caspischen Meere, mit Namen Phirus-kuh, d. i. der Berg des Phirus, welches einer von den ältesten Königen war, welche das Land unter ihre Botmäßigkeit brachten, und Städte und Schloßer darinnen anlegten. Plinius nennet diesen Berg Caucasus. Unter der Regierung dieses Königes wurde die Mine, wo die Türkise wachsen, entdeckt, und bekam von ihm den Namen, so wie auch die Edelgesteine, die man daselbst fand, Firuse genannt wurden, auf die nemliche Art, wie wir diese Steine Türkise nennen, weil das Land,



Land, wo sie her kommen, das eigentliche und wahrhafte Vaterland der Turkomannen, oder Türken, war. In ganz Orient nennt man sie daher Firuse. Seit dieser Zeit hat man noch eine andere Mine entdeckt, wo diese Art Steine gegraben werden, die aber bey weiten nicht so schön und lebhaft sind, als die erstern. Man nennt sie neue Türkise, um sie von jenen zu unterscheiden, die man, weil ihre Mine schon lang vorher bekannt war, die alten zu nennen pflegt. Von den neuen vergeht die Farbe mit der Zeit. Die alten werden nur für den König aufbewahrt, die besten davon behält er für sich, und die andern verkauft er entweder, oder vertauscht sie. Diejenigen aber, die in diesen Bergwerken arbeiten, und die Vorsteher derselben, entwenden so viel davon, als sie können; daher kommt es, daß man manchmal zufälligerweise auch anderwärts von den guten Türkisen bekommt.

Nach den Minen, in welchen diese Steine gefunden werden, verdient auch die Perlenfischerey, daß ich davon rede. Man treibt sie zwar überall am persischen Meerbusen,

lufen, am meisten aber in der Gegend der Insel Bahrein. Ehemals wollte die Perlenfischerey in dieser Gegend viel sagen, und es wurden oft für mehr als eine Million Perlen aus dem Wasser gezogen; jezo bedeutet sie so viel nicht mehr. Man hat manchmal in diesen Gegenden Perlen bekommen, wovon das Stück funfzig Grán gewogen hat, die vollkommen rund waren. Man sahe sie als die größte Seltenheit an, indem die größten Perlen, die man in diesem Meere bekam, gewöhnlich nur zehen bis zwölf Grán wogen. Alle Perlen, die über dieses Gewicht waren, mußten die Fischer unter den härtesten Strafen an den König abliefern; allein sie waren eben nicht allemal so gar gewissenhaft hierinnen. Ehemals mußten die Perser den Portugiesen eine gewisse Abgabe geben, daß sie sie in ihrer Fischerey nicht stören wollten; aber nachdem die Macht derselben in Indien so sehr gefallen ist, so hat auch diese Abgabe aufgehört.

[Diese Insel selbst kam aus den Händen der Portugiesen in die Gewalt der Perser, und von diesen, bey den entstandenen Unruhen in diesem Reich, bald unter diesen, bald



bald unter jenen Schech. Gegenwärtig treiben die Huten, ein arabischer Stamm, diese Fischerey, und bezahlen an den Schech von Abuschahr etwas weniges dafür.]

Die Perlen haben in ganz Orient die prächtigsten Namen. Die Türken und Tartarn nennen sie Marscheon, ein Wort, welches so viel als eine Lichtkugel bedeutet. Die Perser nennen sie Mervarid, welches so viel als Hervorbringung des Lichts, Erleuchtung, heist; sie nennen sie auch Lulu, d. i. leuchtend, glänzend; sie wollen dadurch dasjenige ausdrücken, was wir durch das Wort Wasser bey den Perlen ausdrücken. Die persianische Perlen haben auch wirklich einen schönern Glanz, als die occidentalischen. Vielleicht ist von der persischen Benennung der Perlen, Mervarid, das lateinische und griechische Wort, Margarita, hergekommen. Man bekommt sie bey der Insel Bahrein in grossen Austerschalen. Hier findet man süßes Wasser, welches aus einer grossen Menge Quellen auf dem Grund des Meeres hervorkommt. Man sagt, daß die Fischer hier ihr Trinkwasser holen, indem sie sich untertauchen,
und



und ihre Schläuche unten auf dem Boden des Meeres an dem Ausbruch der Quelle füllen. Da die Portugiesen in dem persischen Meerbusen den Meyster spielten, so nahmen ihre Schiffe hier frisches Wasser ein, indem sie es mit Pompen aus der Tiefe heraus holten. Die Taucher, welche die Muscheln herauf holen, sind oft eine Viertelstunde lang unter dem Wasser, und beweisen bey dieser harten Arbeit eine Stärke, die kaum ihres Gleichen hat.

Zum Beschluß dieses Abschnittes merke ich noch an, daß die Perser auch einen Unterschied unter den Smaragden machen. Die beste Sorte nennen sie, ägyptische, die zweyte, alte, und die dritte, neue Smaragden. Ehe die neue Welt entdeckt war, bekamen die Perser ihre Smaragden aus Aegypten, welche sowol von höherer Farbe, als auch härter waren, als die occidentalschen. Sie haben mir verschiedene davon gezeigt. Sie nennen sie in ihrer Sprache, Zemerud Mesri, (von Misraim, der alten Benennung von Aegypten,) auch Zemerud Alsvani, von einer Stadt in Thebais, oder Oberägypten, welche die alten Erdbeschreiber

ber



ber Syrne genennt haben. Ob ich nun gleich nicht leugne, daß sie sehr schön waren, ein starkes Grün, und einen vortreflichen Glanz hatten; so glaub ich doch, daß ich dergleichen auch unter den westindischen Smaragden gesehen habe. Was ihre Härte anbelangt, so kan ich davon nichts sagen, weil ich niemals Gelegenheit gehabt habe, sie zu probiren. So viel ist gewiß, daß man schon seit langer Zeit nichts mehr von ägyptischen Smaragden-Minen reden hört; daher kann es gar wol seyn, daß die sogenannten ägyptischen Schmaragde über das rothe Meer, entweder aus Westindien, oder über die philippinischen Inseln, oder aus Ostindien, aus Pegu, Colconda, wo noch heut zu Tage Schmaragden herkommen, nach Aegypten, und von da nach Persien gebracht worden sind. Die Perser behaupten auch, daß man aus den ägyptischen Minen orientalische Rubinen, Topase, und auch jenen berühmten Stein, Carfunkel, von dem jederman redet, und den noch niemand gesehen hat, bekomme, und welcher muthmaßlich nichts anders ist, als ein orientalischer Rubin von sehr hoher Farbe. Die Perser nennen diesen erdichteten Stein Ischeb schirak, d. i. Fackel der Nacht,



Nacht, weil man sagt, daß er alles, was neben ihm liege, erleuchte; Schach-Mohore, d. i. königlichen Stein, Schach-scheracran, den König der Juwelen. Sie schreiben ihm ausserdem auch übernatürliche Kräfte zu, und damit das Wunderbare bis auf das höchste getrieben werde, so erzählen sie, daß dieser Stein in dem Kopf eines Drachen, oder eines Greifs, oder eines königlichen Adlers wachse; der Adler, in dessen Kopf er wachse, habe seine Wohnung auf dem Berge Caf, mit welchem Namen die Morgenländer die Hyperboräischen Gebürge benennen. Den Rubin nennen sie Yacut Ceylani, und vermuthlich ist Yacut das Stammwort von dem Wort Hyazinth. Es sind zwar Edelgestein-Minen auf der Insel Ceylan; aber es sind nur weiche Steine. Man nennt diesen Stein auch Balacschani, d. i. den Balacschanischen oder Peguanischen Stein, davon vielleicht das Wort Balays herkömmt, womit man die rosenfarbigem Rubinen benennt. Man darf sich gar nicht verwundern, da der Orient das Vaterland der Edelgesteine ist, daß auch die Namen derselben von da herkömmen.



VIII.

Von den zahmen und wilden
Thieren.

Billig setzen wir das Pferd an die Spitze der zahmen Thiere. Die persischen Pferde sind die schönsten im ganzen Orient. Sie sind grösser als die englischen Reitpferde; sie haben dünne Bäuche, einen kleinen Kopf, ausnehmende dünne Schenkel, einen wohlproportionirten Körper; sie sind zahm, können starke Arbeit vertragen, und sind lebhaft und leicht. Im Laufen tragen sie den Kopf hoch, und so werden sie abgerichtet. Damit sie aber dem Reuter nicht mit dem Kopf an die Brust fahren, so legt man ihnen einen Kappzaum an, der zwar nur wie das Halfter von Leder nur etwas breiter, aber mit allerhand Zierathen versehen ist. Dieser geht dem Pferde über die Nase, und wird hernach durch die Schenkel gezogen, und unten am

am Bauch, wie der Brustriemen, am Bauchgurt befestigt. Die persischen Pferde haben lange Schweife, welche zuweilen aufgebunden werden. Sie sind sehr zahm und willig, sind leicht zu halten, und dauern achtzehn bis zwanzig Jahre. Ihr gewöhnliches Futter ist Gerste, und nicht, wie in Europa, Hafer. Von Wallachen weiß man in Persien nichts. Wenn die Pferde von heller Farbe sind, so färben sie ihnen die Schwänze mit rother, oder Drangefarbe. Im Krieg müssen die Pferde erstaunlich viel ausstehen. Sie kommen niemals unter Dach, sondern tragen ihre Decken beständig auf dem Rücken. Es sind dieselben von einem groben Filz gemacht, sehr schwer, und so heiß, daß sie die Pferde sehr entkräften. Demobngeachtet sind die persischen Pferde im ganzen Orient immer die schönsten; nur allein die arabischen ausgenommen, als welche nicht nur besser sind, sondern auch mehr gesucht werden. Sie sind auch in Persien, besonders wegen ihrer Leichtigkeit, in großem Werth. [Die eigentlichen arabischen Pferde werden Kocklani, oder Köheile genennt. Man rühmt besonders von ihnen, daß sie geschickt sind, grosse Fatiguen auszuhalten, sie sollen



Tage lang ohne die geringste Nahrung, und
 fast vom Wind leben können. Sie sind
 weder so groß, noch so schön, wie die per-
 sischen, aber behend zum Laufen. Sie
 werden zu keinen andern Arbeiten, als bloß
 zum Reiten gebraucht. Bey den Türken
 sind sie in keinem sonderlichen Werth, als
 welchen die grossen schweren Pferde, welche
 unter dem grossen und prächtigen Geschirr,
 das ihnen aufgelegt wird, eine weit bessere
 Parade machen, angenehmer sind. In
 Arabien selbst wird viel auf den Adel der
 Pferde gehalten, der aber auffer dem Lande
 nicht viel gilt, auffer daß die Engländer
 oft viel Geld dafür geben, um die Race
 ihrer Pferde dadurch zu veredlen. Ueber
 die wahren und ächten arabischen Pferde
 werden ordentliche Geburtscheine ausgefer-
 tigt. Die Stuten werden in Gegenwart
 arabischer Zeugen belegt; der Zeuge bleibt
 zwanzig Tage bey der Stute, um gewis zu
 seyn, daß sich kein gemeiner Hengst derselben
 genähert hat; bey der Geburt des Füllen
 muß der nemliche Zeuge wieder zugegen seyn,
 und darauf wird der Geburtsbrief gerichtlich
 abgefaßt.] Die Perser bekümmern sich
 aber nicht viel um diese schriftliche Urkunde,
 sondern sie haben eine andere Probe, um
 sich



sich zu überzeugen, daß die Pferde, die man ihnen für arabische Pferde verkauft, auch wirklich aus dem glücklichen Arabien, und von der ächten Sorte sind. Sie sagen, man müsse sie dreysig Meilen in einem Athem in vollem Gallop fort laufen lassen, sie alsdenn bis an die Brust in das Wasser reiten, und ihnen hierauf Gerste zu fressen geben; wenn sie auch da noch begierig frassen, so sey es ein gewisses Kennzeichen, daß es arabische Pferde wären. Die Perser haben auch in ihrem Lande viele tartarische Pferde, welche kleiner, grobgliedriger und unansehnlicher sind, als die persischen, übrigens aber können sie weit mehr Strapazen ausstehen, und sind muthiger und leichter, als die persischen. Die persischen Pferde sind selbst im Lande sehr theuer; die besten werden manchmal für tausend Thaler verkauft. Es werden sehr viele persische Pferde in die Türkei und nach Indien gebracht; und dies ist die Ursache, daß sie so ausnehmend theuer sind. Ohne besondere Erlaubnis des Königs aber darf kein Pferd ausser Land verkauft werden.

Ausser den Pferden bedient man sich in Persien auch der Maulthiere zum Reiten.

U a 3

Man



Man hat deren sehr gute und schöne in Persien. Sie gehen einen guten Paß, stolpern nicht, und werden nicht leicht müde. Der höchste Preis, um den man ein Maulthier verkauft, ist anderthalbhundert Thaler.

In Persien giebt es auch Esel. Sie sind von zweyerley Art. Die einen sind klein und träge; diese werden in den Morgenländern eben so wenig geachtet, als bey uns, und man braucht sie nur zum Lasttragen. Die andere nennt man arabische Esel. Dieß sind sehr schöne Thiere und die vorzüglichsten Esel in der Welt. Auf weiten Reisen sind sie bequemer als die Pferde; sie sind nicht so theuer im Ankauf, und kosten weniger zu unterhalten. Die Esel von dieser Art haben eine glatte Haut, tragen den Kopf hoch, sind leicht von Füßen, und heben sie im Gehen mit Munterkeit auf. Man braucht sie nur zum Reiten. Die Sättel, die man ihnen auflegt, sind rund, wie die Saumsättel, oben ganz platt, von Tuch, oder andern Decken, mit Steigbügeln und übrigen Geschirr. Man sitzt nicht gerade in der Mitte, sondern mehr hinterwärts als vorwärts gegen den Hals zu.
Ei.



Einigen legt man ganz silbernes Geschirr auf, so sehr schätzt man ihre Leichtigkeit und ihren sanften Gang. Man zahlt hundert und mehr Thaler für einen, und man wird nicht leicht einen guten Esel für weniger als zwanzig bis fünf und zwanzig Pistolen bekommen. Man striechelt sie, wie die Pferde. Geistliche, die noch keine hohen Bedienungen haben, reiten gern auf Eseln.

Diese Thiere werden nur abgerichtet, einen guten Paß zu gehen. Die Art, wie man sie zureitet, ist diese. Man bindet ihnen mit zwey baumwollenen Schnüren die Vorderfüsse an die Hinterfüsse. Die Länge einer solchen Schnur ist nach dem Schritt eines Esels, wenn er einen Paß gehet, abgemessen; diese Schnur ist vermöge einer andern, die durch den Bauchgurt geht, an dem Ort befestigt, wo die Steigbügel sind. So werden sie eine Zeitlang des Morgens und des Abends geritten. Sie werden von den Bereitern, die sie zureiten, zum Laufen angetrieben, zugleich aber auch von den Schnüren an den Schenkeln zurück gehalten, daß sie die Schritte nicht grösser machen können, als zu einem



Paßgänger erfordert wird. Oft läßt man einen oder mehrere bereits abgerichtete Esel neben her gehen, um sich dadurch die Arbeit zu erleichtern. Wenn man diese Übung eine Zeitlang fortgesetzt hat, so gewöhnt sich das Thier keinen größern Schritt zu machen, als man haben will. Bey alle dem laufen sie so geschwind, daß, wenn man sie mit einem Pferd einholen will, man solches in einen Gallop bringen muß. Ferner gewöhnt man auch die Pferde, wenn sie in vollem Lauf sind, auf einmal stille zu stehen.

Die Perser verstehen sich gut auf die Pferde, und haben auch gute Stallmeister. Von der Fütterung der Pferde habe ich bereits schon hier und da geredet. Ihre Streu macht man ihnen von ihrem eignen Mist, nachdem man ihn getrocknet und klein gerieben hat. Hievon macht man ihnen ein Lager zwey bis drey Zoll dick, welches sehr eben und weich ist. Alle Morgen bringt man den Pferdemist in den Hof, und läßt ihn daselbst trocken werden. Des Abends klopft man ihn klein. Da er den ganzen Tag über an der Sonne liegt, so troknet er nicht nur ganz aus, sondern

ver.



verliert auch seinen Geruch, so, daß man in den Ställen nicht die geringste unangenehme Empfindung durch die Nase hat. Sie brauchen noch ein anderes Mittel, um den übeln Geruch aus den Ställen zu vertreiben. Man mischt nemlich Salz unter die Gerste, und giebt den Pferden solches zu fressen. Wenn man die Pferde gestriegelt hat, so reibt man sie mit einem Filz. Ihre Ställe halten sie sehr sauber, und sie haben gar nichts ähnliches von dem Geruch, den man in unsern Ställen antrifft. Sie haben auch keine Krippe, wie bey uns; sondern sie hängen dem Pferd einen härenen Sack, in welchem ihr Stroh und Gerste ist, an den Hals, und lassen es daraus fressen. Die Hufeisen sind platt, ohne Absätze, und viel dünner, als bey uns. Sie dauern aber doch länger, als die unsrigen; denn die persischen Pferde haben einen härtern und bessern Huf, wo man, ohne das Pferd zu vernageln, überall Nägel einschlagen kan. Das gute und gesunde Klima scheint auch hievon die Ursache zu seyn. Diese leichten und dünnen Eisen sollen auch eine Ursache seyn, daß sie so geschwind laufen können. Im Winter, wenn es friert, schlägt man



den Pferden keine schärfere Eisen auf, als im Sommer; aber die Nägel, die man dazu braucht, haben stärkere und spitzigere Köpfe. Die übrigen Lastthiere beschlägt man auf gleiche Art, wie die Pferde und die Esel. Da die Städte in Persien nicht gepflastert sind, so braucht man nicht zu befürchten, daß die Pferde glitschen möchten. Man hat die Gewohnheit, die Pferde im Winter mit Henna, jener gelben Farbe, davon ich schon geredet habe, und womit sich Männer und Weiber die Hände bemahlen, zu bestreichen. Man reibt ihnen mit dieser Farbe die Schenkel, den ganzen Leib bis an die Brust, und manchmal auch den Kopf. Sie geben zwar vor, daß sie es thäten, um sie dadurch vor der Kälte zu verwahren; allein in der That geschieht es um der Zierde willen: denn sie färben sie nicht allein damit im Winter, sondern zu allen Jahreszeiten. Zum Unterschied mahlt man auf die Pferde des Königs allerhand Figuren, Spitzen, Blumen, und dergleichen, welches man sonst bey keinen andern Pferden thut.

In Persien darf sonst niemand Stutereyen halten, als der König. Wenn
lauch



auch die Statthalter und Befehlshaber in den Provinzen dergleichen haben, so halten sie sie unter dem Namen des Königs. Der König hat überall sehr grosse Stutereyen, in Medien, in der Provinz Fars, und besonders in der Gegend, wo ehemals das berühmte Persepolis gestanden hat, allwo die besten Pferde im ganzen Königreich gezogen werden. Der König hat auch in allen Provinzen, ja in allen grossen Städten des Königreichs, seine Marställe, damit er jederzeit Pferde in Bereitschaft habe, um solche an Hofleute, Officiers, Künstler, und an diejenigen, die in seinem Sold stehen, sie mögen ein Amt haben, was sie für eines wollen, als aufferordentliche Geschenke, zu geben. Wer von diesen um ein Pferd anhält, bekommt auch eines: aber wenn man einmal eines bekommen hat, so darf man es nicht wieder zurück geben, sondern man muß es behalten und ernähren. Manchmal werden dem Könige so viele Pferde von allen Orten her, theils aus seinen Stutereyen, theils zum Geschenke, geschickt, daß sie seine Ställe nicht alle fassen können: alsdenn vertheilt man sie unter die wohlhabendsten Einwohner, für jedes Haus eines. Diese müssen sie so lange ernähren, bis sie
der



der König abholen läßt; aber sie haben auch die Freyheit, so lange sie sie in der Kost haben, solche zu brauchen. Alle Pferde, welche dem König eigen gehören, sind mit einem besondern Merkmaal gezeichnet. Sie haben eine grosse offenstehende Lulpe an der linken Hüfte; keines von den übrigen Pferden ist auf diese Art gezeichnet, und wenn auch eines ein Zeichen hat, so ist es auf der rechten Seite. Diejenigen, die von dem Könige Pferde geschenkt bekommen, können solche nicht wieder verkaufen, aber es ist ihnen doch erlaubt, sie zu vertauschen. Wenn das Pferd, so einer unter Händen hat, stirbt, so muß er das Stück von der Haut, wo das königliche Zeichen ist, mit ein wenig Fleisch daran, ausschneiden; dieses bringen sie dem Oberstallmeister, der an Ort und Stelle ist, und schwören, daß das Pferd eines natürlichen Todes, und nicht aus Verwahrlosung, gestorben sey: hierauf wird solches aus dem Register ausgestrichen. Verlangen sie alsdenn ein anderes, so wird ihnen solches gegeben. Man sagt, daß die königlichen Stallbedienten ein Kunststück hätten, wodurch sie erfahren könnten, ob ein solches Pferd aus natürlichen

Ursa-



Ursachen, oder aus Hunger, oder aus Strapazen, gestorben, oder auch, ob es gewaltsamer Weise umgebracht worden sey: sie legen nemlich das abgeschnittene Stück Haut ins Wasser, und nach Verlauf einiger Stunden können sie die Ursache des Todes daran merken. Es geschieht nemlich manchmal, daß einer ein Pferd nicht länger ernähren kann, und dann ist er froh, wenn es freyirt, damit er es mit guter Manier los werde; oder es hat einer ein schlechtes Pferd, und möchte gern ein besseres dafür haben. Um nun allem Unerschleif, so viel als möglich ist, vorzubeugen, so verbinden sie menschliche Vorsicht mit einem Eidschwur. Bey dem Verkauf der Pferde haben sie eben die Bedingnisse, wie bey uns, und man hat auch drey Tage Zeit, im Fall daß man einen Fehler bemerkt, ein gekauftes Pferd wieder zurück zu geben.

Von Sattel und Zeug will ich nichts sagen; es ist solches wie bey den Türken, ausser daß die Sättel bey den Persern leichter sind. Indessen werden ihre Pferde niemals gedrückt, und dieses kommt daher, weil das Rissen von dem Sattel abgesondert ist;



ist; der Stallknecht kann also leicht sehen, ob er das Pferd drücke, oder nicht: über dieses klopft er das Kissen alle Morgen aus, damit es weich werde. Diese Sattelfissen sind zuweilen hinten und vorn gestift. Die Perser reiten, wie die Türken, kurz, mit gebogenen Füßen; in Ansehung des Reitzeugs aber sind sie prächtiger, als die Türken.

Zuweilen schlizt man den Eseln und Maulthieren die Nase auf, damit sie sich nicht so leicht im Laufen vom Wind verfangen. Alle diese Thiere werden im Frühling purgirt. Die ersten vier bis fünf Tage giebt man ihnen ein leichtes und wässerichs Gras, welches sie Kesil nennen; darauf giebt man ihnen wider vier bis fünf Tage das Gras von Gerste; dieses vermischt man hernach mit Häckerling, und giebt es ihnen drey bis vier Wochen lang. Die ersten vierzehn Tage, als man sie purgirt, reitet man sie nicht; sie müssen beständig im Stall bleiben; ja die ersten sechs Tage macht man ihnen nicht einmal eine frische Streu.

Diese



Diese Thiere sind vielen Krankheiten unterworfen, davon wir in Europa die wenigsten kennen. Zum Exempel: wenn sie zu viel Gerste fressen, so schwellen ihnen die Vorderfüsse, sie werden matt, und bekommen an der Brust eine Art von Beulen, oder Kropf. Die Art, sie von dieser Krankheit zu heilen, ist diese: Man hält ein heisses Eisen an den leidenden Theil, und entzieht ihnen einige Tage die Gerste; oder man macht eine Oefnung in den Beulen, und zieht eine dünne zarte Weide durch, um es zum Geschwür zu bringen. Oft setzt sich den Pferden an den beyden Nasenlöchern ein Knorpel an, wodurch ihnen die Luft zum Fressen vergeht, der Bauch wird ihnen aufgetrieben und so hart wie eine Trommel; das Pferd will nicht aufstehen, und, wenn man keine Mittel dagegen braucht, so ist es in einer Zeit von zweymal vier und zwanzig Stunden todt. Diese Krankheit nennt man Naschan. Sobald man merkt, daß ein Pferd von dieser Krankheit angegriffen ist, so macht man auf den beyden Seiten der Nase einen langen Einschnitt, und zieht den Knorpel, so gut als man kann, heraus. Sobald der
Knor-



Knorpel heraus ist, so werden die Thiere wieder so gesund, als sie vorher waren. Oft setzt sich ihnen auch ein Knorpel an der Seite des Augs im Fleisch an, welcher ihnen ebenfalls tödlich wird, wenn man ihn nicht bey Zeiten durch eine Oefnung heraus nimmt. Endlich bekommen sie auch eine Geschwulst am Maul, welche ihnen die Lust zum Fressen benimmt. Das Mittel dagegen ist, daß man ihnen am Gaumen eine Ader öfnet. Die andern Krankheiten, die sie zuweilen an den Schenkeln, an den Füßen und am Huf bekommen, werden durch den Gebrauch eines heißen Eisens augenblicklich gehoben. Das Feuer ist überhaupt in Orient ein gemeines Mittel, dessen man sich auch bey einigen menschlichen Krankheiten bedient, wie wir zu seiner Zeit bemerken werden. Uebrigens habe ich auch in Persien ein geheimes Kunststück gesehen, um die Pferde fett zu machen. Man nimmt von einer Schlangehaut, und knetet solche unter Mehl; man macht Kugeln daraus, so gros als ein Ey, und läßt sie das Pferd hinunter schlucken.

Das Cameel steht bey allen Morgenländern in grossem Werth. Die Perser nennen

nennen es Reschy frusch Konion, d. i. ein Schiff auf dem festen Lande, wegen der grossen und schweren Lasten, die es zu tragen pflegt, welche sich manchmal bis auf dreyzehen hundert Pfund belaufen. Es giebt zweyerley Gattungen davon, mitternächtliche und mittägliche, wie sie die Perser zu benennen pflegen. Diejenigen, welche die Reise von dem persischen Meerbusen bis nach Ispahan und nicht weiter machen, sind viel kleiner, als die andern, tragen auch nicht mehr als ohngefähr sieben hundert Pfund; aber sie bringen ihren Herrn demohngeachtet eben so viel, wo nicht noch mehr Profit, als die andern, weil sie fast nichts zu unterhalten kosten. Man führet sie, sie mögen so schwer beladen seyn als sie wollen, ohne Leitseil und Halfter auf der Strasse. Im Frühling fallen diesem Thiere alle Haare aus, so, daß es aussieht, wie ein gebrühtes Schwein; alsdenn bestreicht man es über und über mit einer Art von Pech, um es vor dem Stich der Fliegen zu verwahren. Das Haar des Cameels ist die beste Wolle unter allen. Man macht in Orient feine Zeuge davon, und in Europa mischt man sie unter die Biberhaare.

R.n.Persien. II.Th. Bb haare,



haare, und macht Hüte daraus. Man giebt genau Achtung, wenn das Thier in der Brunst ist; alsdenn wird es weit stärker beladen, als sonst gewöhnlich ist: wenn man dieses nicht thut, so ist es nicht zu bändigen, ja man muß ihm zuweilen sogar Gebiß anlegen. Es thut alsdenn Sprünge und Sätze in dem Feld, wie das leichteste Pferd. Wenn es in diesem Zustand ist, welcher gemeinlich fünf bis sechs Wochen dauert, so frist es viel weniger als sonst. Merkwürdig ist auch die Art, wie sich diese Thiere begatten. Die Kuh legt sich auf die Erde, als wenn sie beladen werden sollte, und die Vorderfüße werden ihr gebunden, damit sie nicht aufspringen kann. Das Cameel sitzt hinter derselben, wie ein Hund, auf dem Hintern. Nach der Arbeit wird die Kuh durch Schläge zum Aufspringen gebracht, und eine Zeitlang herum geführt. Eine Cameelkuh ist elf bis zwölf Monate trüchtig. Sobald die Jungen auf die Welt gekommen sind, so werden sie auf die Erde gelegt; man bindet ihnen die vier Füße, und in diesem Lager läßt man sie die ersten funfzehn bis zwanzig Tage liegen, um sie daran zu gewöhnen.

Sie

Sie legen sich alsdenn niemals anders, als, daß sie die Beine unter sich haben. Während dieser Zeit giebt man ihnen nichts, als ein wenig Milch, um sie zu gewöhnen, von wenig Nahrungsmitteln zu leben. Diese Zucht hat auch eine so gute Folge, daß sie acht bis zehn Tage aushalten können, ohne zu saufen, und was das Fressen anbelangt, so frist dieses Thier unter allen übrigen bey weitem am allerwenigsten, dermassen, daß man sich billig wundern muß, wie ein so grosses Thier von so wenigem leben kann. In Persien giebt es Cameele in Ueberfluß, und es wird mit diesen Thieren ein ungemein starker Handel in die Türkey getrieben. Diejenigen, die in Persien fallen, haben nur eine Erhöhung auf dem Rücken, die indianischen aber haben ihrer zwey. Jene unterscheiden sich von den Dromedarien, die auch nur einen Höcker haben, dadurch, daß diese Thiere leichter und besser zum Laufen gebauet sind. In den mittäglichen und östlichen Theilen von Persien, an den arabischen Gränzen, gegen die Tartarey und Indien, und am persischen Meerbusen, findet man eine Art von Cameelen, die man zum Geschwindlaufen braucht. Man nennt sie Rehavin, oder



die Laufenden. Sie gehen einen so geschwinden Trott, daß ihnen ein Pferd nicht anders, als im Gallop nachkommen kann. Das ist diejenige Gattung von Cameelen, die die Hebräer, Gemalim boarechim, oder flüchtige Cameele, nennen. In einigen von den genannten Provinzen giebt man den Cameelen, wie auch den Eseln, trockne Fische und Datteln zu fressen. Auch das ist bey den Cameelen noch anzumerken, daß man sie gewöhnt, nach gewissen Worten und einer Art von Gesang zu gehen. Sie richten ihren Gang und ihre Schritte ordentlich nach dem Takt, und gehen langsamer oder geschwinder, nachdem es ihnen durch den Ton der Stimme angegeben wird; ja sogar, wenn sie einen ungewöhnlichen Schritt machen sollen, so wissen ihre Herrn ihnen solches durch den Gesang anzugeben.

Die Ochsen in Persien sind wie die unsrigen, nur mit dem Unterschied, daß sie an den indianischen Gränzen auf der Schulter über den Vorderhüften eine Erhöhung haben. Man ißt wenig Rindfleisch in diesem Lande. Man hält die Ochsen bloß zur Arbeit; wegen der steinigten Wege über die



Die Gebürge beschlägt man sie, wie die Pferde.

In dem Königreich Persien giebt es sonst keine Schweine, als in den Provinzen Iberien und Medien. Man hat auch eine gewisse Art kleiner wilden Schweine, die man wie die zahmen hält. Die Armenier in der Gegend von Ispahan verkaufen ihrer im Winter eine grosse Menge an die Christen. Die Haut ist ganz schwarz und rau, wie bey wilden Schweinen; das Fleisch ist roth, mager und droffen, und schmeckt bey weitem nicht so gut, als von zahmen und ganz wilden Schweinen.

Vom kleinen Vieh werde ich alsdenn reden, wenn ich von den Nahrungsmitteln der Perser handeln werde. Hier will ich nur das einzige anmerken, daß Persien einen Ueberflus an Hammeln und Ziegen hat. Es giebt daselbst Hammel, die wir Hammel aus der Barbarey, oder Hammel mit grossen Schwänzen, zu nennen pflegen, wovon der Schwanz oft dreyssig Pfund wiegt. Dieses ist für die armen Thiere eine beschwer-



schwerliche Last, und das um so viel mehr, weil der Schwanz unten dicker, und folglich auch schwerer ist, als oben. Man sieht deswegen gar oft, daß sie diesen Fettschwanz nicht fortschleppen können; um diesem Uebel nun abzuhelfen, legt man ihnen eine Art kleiner Wagen oder Rollen mit zwey Rädern unter, worauf man den Schwanz mit einem Riemen anbindet, damit sie ihn desto leichter fortbringen können. Bactriana, Medien und Armenien, sind an Vieh die fruchtbarsten Provinzen in ganz Persien. Ich habe Heerden von Hammeln gesehen, welche einen Platz von vier bis fünf Meilen einnahmen. Von diesen grossen Heerden wird die ganze Türkey bis nach Constantinopel mit Vieh versehen.

Was die jagdbaren Thiere anbelangt, so giebt es ihrer in Persien nicht so viel, als bey uns, weil Persien, überhaupt genommen, ein offenes und von Waldungen entblößtes Land ist. In denjenigen Provinzen aber, wo Waldungen sind, in Sircanien, Iberien, Chaldäa, Armenien und Medien, giebt es Hirsche, Gazellen, (wilde Ziegen) Gemsen und Girafen in Ueberflus. In den.



Den waldigten Gegenden giebt es wilde Ziegen, und in den übrigen Theilen des Königreichs überall Hasen und Kaninchen, doch eben nicht in gar zu großem Ueberflus. Die Gazellen, oder Gaseln, wie es die Perser schreiben, sind im ganzen Orient sehr gemein. Es ist ein artiges Thier, etwas kleiner als eine Gemse. Es giebt ihrer in Europa genug, als daß es nöthig wäre, eine weitläufige Beschreibung davon zu machen. Man glaubt, daß es dasjenige Thier ist, welches wir im Hebräischen Ges, mit einem Ajin und Sajin geschrieben, nennen, und dessen in der heil. Schrift oft Meldung geschieht.

Aus eben der Ursache, aus welcher es in Persien so wenig jagdbare Thiere giebt, ist auch die Anzahl der wilden Thiere nicht groß. In denen Provinzen, wo Waldungen sind, als in Hircanien und Kurdistan, welches das eigentliche Chaldäa ist, giebt es viele wilde Thiere, Löwen, Bären, Tiger, Leoparden, Stachelschweine und wilde Schweine. Was die Alten von Hircanien gesagt haben, daß allda die wildesten Thiere angetroffen würden, hat auch



noch jezo keine vollkommene Richtigkeit. Wie ich in dieser Gegend war, durften wir uns nicht wagen, uns fünfhundert Schritte weit von den Städten und Dörfern zu entfernen, und allein zu reisen, aus Furcht, wir möchten von den wilden Thieren angefallen und zerrissen werden. Doch giebt es weder in Hircanien, noch in andern Provinzen, Wölfe; an deren statt aber findet man ein anderes Thier daselbst, welches Schakal genennt wird, und welches einige für die Hyäne halten; denn es trachtet den todten Körpern besonders nach, welche es ausgräbt, wenn man nicht fleißig Wache dabey hält. Ich habe in dem vorhergehenden Theil, S. , weitläufig von diesem Thiere gehandelt. Diese Thiere sind so dreiste, daß sie des Nachts einzeln in die Häuser kommen. In den Wäldern aber laufen sie Heerdenweis mit einander.

Von den Insekten in Persien werde ich wenig zu sagen haben, weil es ihrer daselbst, wegen der Drockenheit der Luft, nicht viele giebt. Einige Provinzen sind besonders mit Heuschrecken geplagt, die oft wie Wolken in so dicken Haufen fliegen, daß sie



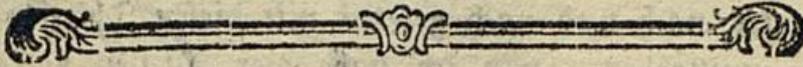
sie die Luft verdunkeln. Eine Art derselben sind die Zugheuschrecken. Sie kommen häufig über den persischen Meerbusen, wo man oft das ganze Ufer voll davon findet. Sie sind oft kaum über zehn Elaster über der Oberfläche der Erde. Die Einwohner fangen sie, und wenn sie sie getrocknet haben, so verkaufen sie sie. Der gemeinste Name, womit sie sie benennen, ist Dscherad; aber die verschiedene Gattungen derselben bezeichnen sie durch Zusezung gewisser Beywörter, z. E. Dscherad achmar: die rothe Heuschreck; Dscherad scheifan: die leichte Heuschrecke; Dscherad seman: die fette Heuschrecke. Die fetten werden auf Schnüre gezogen, und zu Markt gebracht. Sie legen sie entweder frisch auf glühende Kolen und braten sie, oder, wenn sie gedürret sind, kochen und essen sie sie mit Salz. Doch sind nicht alle Heuschrecken genießbar. Wir werden weiter unten mehr davon sagen.

In einigen Theilen von Persien giebt es auch grosse schwarze Scorpionen, welche so giftig sind, daß diejenigen, die von ihnen gestochen werden, in wenig Stunden sterben.



Auch giebt es Eideren von einer fürchterlichen Länge und Dicke; sie sind Ellenlang, und so dick wie eine Kröte. Sie haben eine harte raue Haut, fast wie Seehundfelle. Man sagt, daß sie zuweilen Menschen angreifen und töden. In den mittäglichen Provinzen giebt es sehr viele Fliegen, einige haben lange Beine, andere sind weiß und klein, wie die Flöhe; diese letztern brummen nicht, stechen aber so scharf, als wie eine Nadel. Unter den kriechenden Insekten ist ein langer Wurm, den sie Hazar-pah, oder Tausendfuß, nennen. Sein ganzer Körper ist voller Füße; er ist länger, aber nicht so dick, wie eine Raupe; sein Biß ist gefährlich, ja tödlich, wenn er jemanden in das Ohr kriecht.





X.

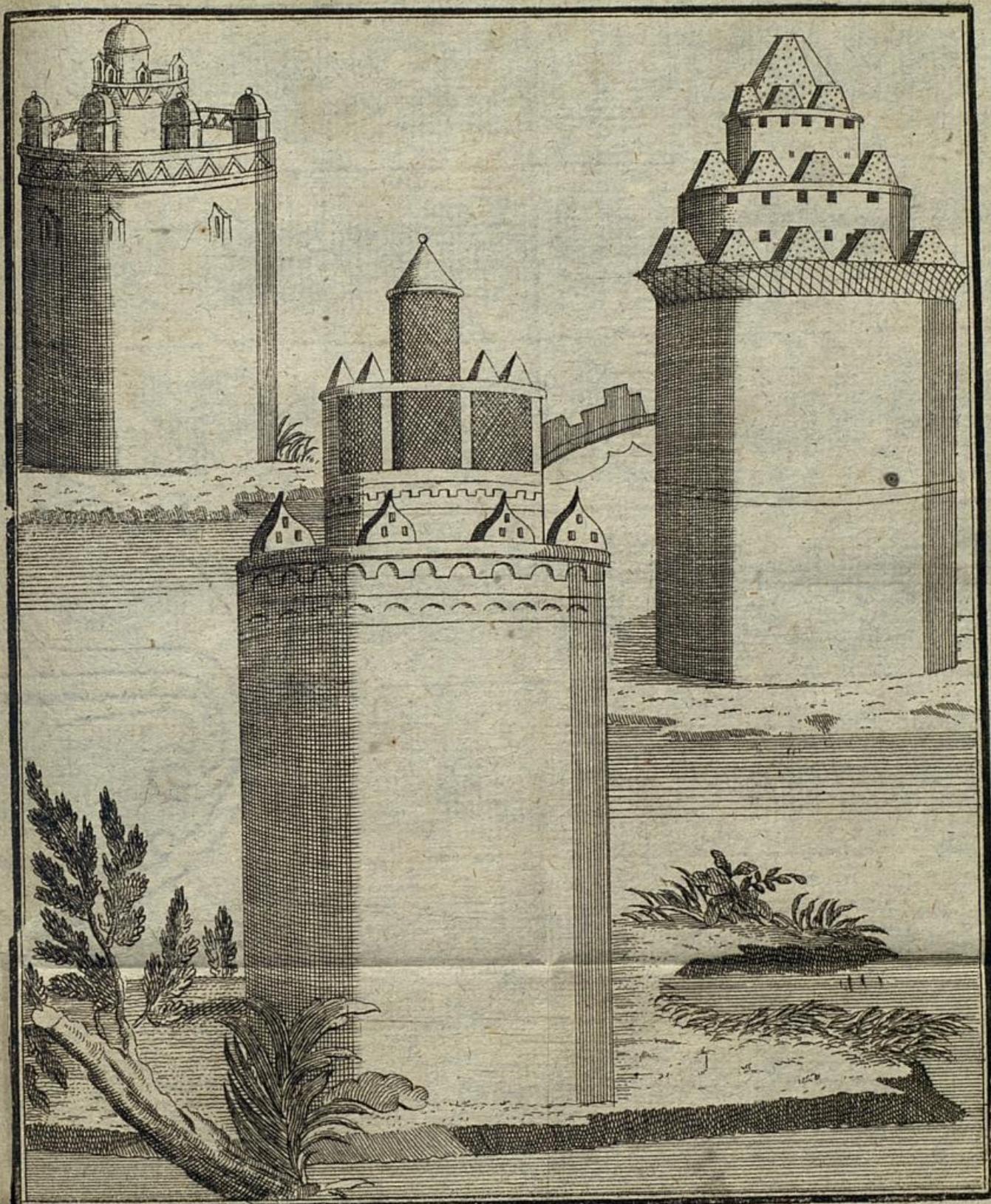
Von zahmen und wilden Vögeln,
wie auch von der Jagd.

Die Perser haben zwar alles das Feder-
vieh, welches wir in Europa ha-
ben; aber nicht in so grosser Menge. Die
indianischen Hähne und Hühner sind hier fremd
und selten. Die Armenier bringen sie von
Constantinopel nach Spahan. Die ersten,
die sie brachten, wurden dem Könige zum
Geschenk gebracht; jezo aber ist ihr Gebrauch
schon ausgebreiteter. Als die Armenier
die ersten nach Persien brachten, so wußten
die Perser nicht, wie sie mit ihnen umgehen
sollten; die Armenier mußten also ihre War-
tung selbst über sich nehmen. Diese,
aus Verdruss, daß sie nur Mühe und Ko-
sten für ihre mitgebrachte Seltenheit haben
sollten, sperrten sie einzeln ein, und liessen
sie fast alle sterben. Doch haben die Per-
ser

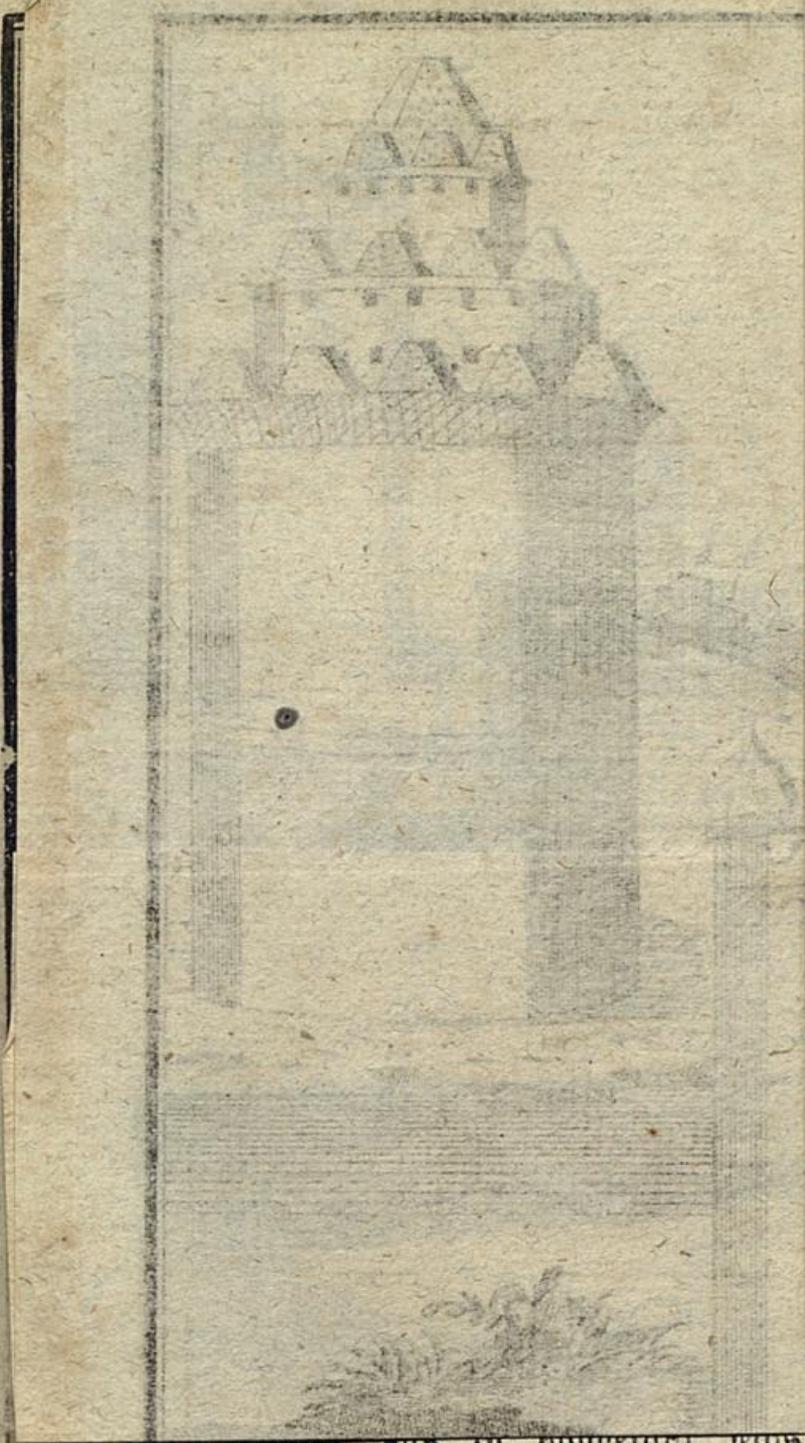


fer nach und nach gelernt, mit diesen Thieren umzugehen, und ich habe vier Meilen von Ispahan Bauern gefunden, welche dergleichen Hühner, ob wol in geringer Menge, hatten. Einige glauben, daß diese Art Hühner aus Ostindien nach Europa gekommen sey, weil man sie indianische Hühner nennt; allein es ist falsch, sondern sie sind ursprünglich aus Westindien gekommen. Die Perser finden ein besonderes Vergnügen an fetten jungen Hühnern; sie mästen sie also, daß sie so groß und fett werden, als an irgend einen Ort. Die Armenier halten insonderheit viel auf Capaunen; welche sie oft so stark mästen, daß man sie in aller Geschwindigkeit schlachten muß, damit sie nicht im Fett ersticken.

Ueberal trifft man in Persien viele Tauben an, sowol zahme, als wilde, aber die letztern in weit größerer Menge, als jene. Die Ursache, warum man in Persien so viele Tauben hält, ist, weil der Taubenmist der beste Dünger für die Melonen ist, eine Frucht, die in Persien in Ueberfluß gezogen wird, wie ich bereits anderwärts angemerkt habe. Tauben sind überhaupt in ganz Orient sehr gemein. In
Aegypten



Persianische Tauben Häuser.



1717 aus der Küniglichen
Kunst-

30

se

ut

St

ch

he

S

m

ne

ur

P

fe

de

ge

in

of

G

ni

he

di

je

si

E

n

be

w

h

aupt

in

ganz

Orient

sehr

gemein.

In

Aegypten





Aegypten hat fast jedes Haus auf dem Gipfel seinen Taubenschlag; eben dieses bemerkt man in Syrien. Ja es soll sogar in Aegypten an einigen Orten ein Gesetz seyn, daß niemand heyrathen, oder seine eigene Haushaltung führen darf, der nicht ein Taubenhaus besizet. Nirgends aber wendet man mehr Fleiß auf die Erbauung der Taubenhäuser, als in Persien. Ich habe hier eine Abzeichnung davon beygefügt. Diese Taubenhäuser sind sechsmal grösser, als bey uns. Sie sind von gebackenen Steinen gebauet, und mit Gips oder Kalk überzogen; inwendig sind sie von oben bis unten voller Löcher, worinnen die Tauben ihre Nester haben. Alle diejenigen, die dergleichen Häuser bauen wollen, ausgenommen diejenigen Einwohner, welche nicht von der herrschenden Religion des Landes sind, wenn sie kein ausschließendes Privilegium haben, müssen eine gewisse Abgabe vom Taubenmist bezahlen. In der Gegend um Ispahan zählt man mehr als dreytausend dergleichen Taubenhäuser, die nicht sowol der Tauben, als des Mistes wegen gebauet sind. Ein Gewicht von ohngefähr zwölf Pfunden verkauft man für einen Besty, das ist ohngefähr sechs Kreuz-



Kreuzer, und hievon bekommt der König etwas weniges als eine Abgabe. Das gemeine Volk hat eine besondere Neigung, und macht sich ein grosses Vergnügen daraus, die Tauben auf dem Felde, ja sogar in der Stadt, zu fangen, ob es gleich verboten ist. Sie haben zu dem Ende zahme Tauben, die besonders dazu abgerichtet sind; diese lassen sie truppweis den ganzen Tag den wilden Tauben nachfliegen; alle diejenigen, die sich unter sie mischen, bringen sie mit sich in das Taubenhaus.

Oftmals geschieht es, daß dergleichen zahme Tauben andere zahme mitbringen, so daß das Taubenhaus eines andern auf einmal leer wird. Und hiegegen kann man bey den Gerichten keine Hülfe haben. Eine Taube, die in einen fremden Schlag kommt, wird als eine wilde Taube angesehen. Diejenigen, die sich mit dergleichen Abfangen der Tauben abgeben, nennt man Keste baze, und Kester perron, d. i. Taubendiebe; und dieses Wort hat ausser seiner eigentlichen Bedeutung auch noch eine allgemeine schlimme Bedeutung, und bezeichnet einen
Tauge



Taugenichts und einen Betrüger. Diese Taubendiebe geben sich auch wirklich den ganzen Tag mit nichts anders als mit dieser Taubenjagd ab, ohne daß sie sich sogar die raue Witterung des Winters davon abhalten lassen.

Die Rebhüner in Persien sind die größten und schmackhaftesten, die ich irgendwo gefunden habe. Man findet sie gewöhnlich in der Größe wie die jungen Hahne. Wasservögel, als Gänse, Enten, Brachvögel, Kraniche, Reiher, Wasserräucher, Schnepfen, u. dergl. giebt es besonders in den nördlichen Provinzen, Armenien, Medien und Iberien, in grosser Menge. Im Winter und Herbst findet man überall Lerchenfalken, in der Größe wie junge welsche Hahnen, die ein graues Fleisch, aber von Geschmack wie Fasanen, haben. Sie haben schöne Federn, und auf dem Kopf einen Busch.

In Persien giebt es die nemlichen Gesangs-vögel, wie bey uns. Die Nachtigall singt zu allen Jahreszeiten, aber ihr Gesang ist im Frühling viel stärker, als in den übrigen Jahreszeiten. Der Stieglitz hat



hat einen vortreflichen Waldgesang. Die Heidelerche singt beständig, und läßt sich abrichten, allerhand Melodien zu singen. Die Mauerschwalbe lehren sie allerhand Worte nachsprechen. Sie haben noch einen andern Vogel, den sie Mura nennen, welcher beständig plaudert, und alles was man sagt, lächerlich nachspricht.

Unter den wilden Vögeln ist der Pelican, oder die Ibsfelgans, am merkwürdigsten. Die Perser nennen sie Tacah, d. i. Wasserschöpfer, oder Wasserträger; sie nennen ihn auch Misc, d. i. Schaaf, weil er in Persien so groß als ein Schaaf ist. Seine Federn sind weiß und glatt, wie an einer Gans. Der Kopf des Pelicans ist wirklich ungeheuer; denn er ist in Verhältnis gegen den übrigen Körper viel zu klein, desto länger aber ist sein Schnabel, als welcher sechszechen bis achtzechen Zoll lang, und so dick wie ein Arm ist. Unten an seinem Schnabel hängt eine Haut, die er zusammenziehen und ausdehnen kann, in welcher er einen ganzen Eimer Wasser fassen kann. Gewöhnlich trägt er den Schnabel rücklings auf dem Rücken.

Rück-



Rücken, wo er ihn ruhen läßt. Dieser Vogel lebt von Fischen, die er auf eine ganz besondere Art fängt. Er steckt seinen Schnabel unter das Wasser, und erwartet allda die Fische, die er damit wie in einer Kresse oder in einem Netz fängt. Wenn er seinen Schnabel aufmacht, so giebt es eine Oefnung, daß ein Lamm hindurch kommen kann. Den Namen, Wasserträger, haben ihm die Perser aus einer ganz besondern Beobachtung, die man in den arabischen Wüsten an diesem Vogel macht, gegeben. Man bemerkt nemlich, daß er sein Nest weit vom Wasser hinweg macht, damit er eine desto sicherere Wohnung habe, weil in Arabien, wo das Wasser selten ist, gewöhnlich nur diejenigen Gegenden bewohnt sind, wo man Wasser findet. Um nun für seine Jungen zu trinken zu holen, entfernt er sich manchmal zwei Tagreisen weit von seinem Nest, und bringt ihnen in dem Sack an seinem Schnabel Wasser. Die Mahomedaner glauben, daß Gott denen Pilgrimen, die die Wallfahrt nach Mecca machen, zum Besten diesen Vogel schicke, damit er ihnen Wasser bringe, so wie Er ehemals dem Elia durch die Raben Speise bringen ließ. Es hat hiemit vielleicht
K.u.Persien. II.Th. Ec eben



eben die Beschaffenheit, als wie mit den Erzählungen einiger Naturkündiger, welche vorgeben, der Vogel Pelican beisse sich die Brust auf, um seine Jungen mit seinem Blute zu ernähren.

Es giebt noch eine Art Vogel in Persien, die besonders deswegen merkwürdig sind, weil sie eine so außerordentliche Begierde nach dem Wasser aus einem gewissen Brunnen haben, und demselben nachfolgen, man mag es an einen Ort hinbringen, wo man will. Sie sind so groß wie die jungen Hähne, haben schwarze Federn, und graues Fleisch. Sie haben sehr grosse Flügel, und fliegen wie die Staaren in grossen Schwärmen. Sie leben von Heuschrecken, die sie antreffen; wenn ein Land von diesem Ungeziefer heimgesucht wird, so kann man sicher seyn, daß man davon befreuet wird, wenn man einen Zug dergleichen Vögel kommen läßt. Die Perser nennen sie Ab-mele; sie wollen dadurch anzeigen, daß dieser Vogel durch eine gewisse Art Wasser gelockt wird, und die Heuschrecken frist. Dieses außerordentliche Wasser holt man aus einem Brunnen in Bactriana.
Man



Man trägt solches in offenen Flaschen in freyer Luft, und hält solche, so lang man auf dem Wege ist, immer in die Höhe. Die Vögel fliegen diesem Wasser immer nach, ohne daß man nöthig hat, ihnen einen Tropfen zu geben. Kommt man an Ort und Stelle, so machen diese Vögel ihr Nest in der Gegend des Orts, wo man das Wasser hingesezt hat; sobald man aber das Wasser von da weg trägt, so fliegen auch die Vögel wieder davon. Ich will davon dasjenige hersezen, was ich in Billemons Reisen nach der Levante gelesen habe. Dasselbst wird hievon folgende Nachricht gegeben:

„In Cypern bringt die Erde, zu der Zeit,
„wenn das Korn anfängt reif zu werden,
„so viele Heuschrecken hervor, daß sie zu-
„weilen in ihrem Flug die Sonne verfin-
„stern. Wo sie ihren Zug hin nehmen,
„verderben und verheeren sie alles, ohne
„daß man es ihnen wehren kann: denn je
„mehr man ihrer todt schlägt, desto mehr
„kommen ihrer wieder zum Vorschein.
„Dort hat aber den Einwohnern ein Mittel
„gegeben, wodurch sie solche tödten können;
„und dieses Mittel ist folgendes. In
„Persien, nahe bey der Stadt Guertsch,
„ist ein Brunnen, dessen Wasser die Eigen-
Ec 2 //schaft



„schaft hat, daß es macht, daß die Heu-
„schrecken sterben. Man bringt nemlich
„solches in einer Flasche offen, ohne daß
„es unter ein Dach kommt, an den Ort,
„wo man es verlangt; hier stellt man es
„an einen erhabenen Ort, wo es diejenigen
„Vögel sehen können, die den Menschen,
„die es tragen, nachfliegen und beständig
„schreyen. Diese Vögel sind schwarz-
„braun, und fliegen in grossen Haufen,
„wie die Staaren. Die Türken und
„Perser nennen sie Musulman. Sobald
„diese Vögel nach Cypern gekommen waren,
„wo damals die Heuschrecken waren, so
„starben solche sogleich von ihrem Flug und
„Geschrey. Wenn das Wasser verschüt-
„tet wird, oder sonst verdirbt, so weiß
„man nicht, wo die Vögel hinkommen;
„wie es damals wirklich geschah, als die
„Türken die Insel einnahmen: denn einer
„von ihnen stieg auf den Thurm der Haupt-
„kirche zu Famagusta, und fand daselbst
„eine Flasche mit diesem Wasser; er glaub-
„te, daß in derselben etwas kostbares sey,
„und zerschlug sie, und siehe! es war
„nichts als Wasser, welches er ganz ver-
„schüt-



„schüttete. Und von dieser Zeit ist Cypren
„immer mit Heuschrecken geplagt.“

[Niebuhr giebt hievon eine Nachricht,
welche mit dieser in der Hauptsache überein
kommt. Man nennt, sagt er, diesen
Vogel Samarmor, oder Samarmog. Er
soll schwarz und grösser als ein Sperling
seyn, aber nicht angenehm zu essen. Er
soll täglich eine unglaubliche Menge Heu-
schrecken vertilgen können. Wenn die Kin-
der in den Städten auf der Gränze von
Arabien eine lebendige Heuschrecke in die
Hände bekommen, so setzen sie sie vor sich,
und rufen: Samarmog! und weil als-
denn die Heuschrecke sich vor dem Laut, oder
der Bewegung des Knabens niederbückt, oder
sich fest an dem Ort, worauf sie sitzt, an-
hält; so hat man geglaubt, daß sie sich
sogar für dem Namen ihres Feindes fürchte.
Dieser Vogel wird aus der persischen Pro-
vinz Corasson, mit besondern Ceremonien,
geholt. Wenn die Heuschrecken überhand-
nehmen, so schickt die Regierung einige
glaubwürdige Männer zu einer Quelle, nahe
bey dem Dorfe Samarun, welches nicht
weit von Mesched oder Musa-eridda, in



der persischen Provinz Corasson, liegt. Die Abgesandten füllen daselbst einen Kasten mit Wasser aus der Quelle selbst, mit vielen nöthigen Ceremonien. Sie verpacken den Kasten aufs beste, damit das Wasser nicht ausdünsten oder gar verschüttet werden möge, ehe es an Ort und Stelle kommt. Der Kasten muß ferner von der Quelle an, bis zu der Stadt, die das Wasser holen läßt, weder auf die bloße Erde gesetzt werden, noch unter Dach kommen, sondern beständig zwischen Himmel und Erde bleiben, wenn das Wasser seine Kraft nicht verlieren soll. Zu Mosul sahe Niebuhr einen solchen Wasserkasten auf einer Moskee. Das Wasser durfte nicht einmal durch das Thor getragen werden, sondern es war über die Mauer gezogen worden. Wenn das Wasser auf diese Art aus Corasson geholt worden ist, so glaubten die gemeinen Mahomedaner, Juden und Christen, daß der Samarmog dem Wasser folge, und so lange in der Gegend bleibe, als noch ein Tropfen davon übrig sey. Allein, wenn die Heuschrecken die beste Nahrung des Samarmog sind, und derselbe einen so starken natürlichen Trieb darnach hat, daß er auch diejenigen erwürgt, die er nicht verzehren kann;



kann; so wird er sie wol von selbst aufsuchen ohne Wasser von Corasson dazu nöthig zu haben. Wenn diese Vögel nicht in grosser Anzahl zugegen sind, so sollen sich die Heuschrecken gegen dieselben zur Wehre setzen, und sie, wenn sie sie durch die Menge überwältigen können, mit den Federn verzehren.]

Ich weiß nicht, ob es in einer Gegend in der Welt so viele Raubvögel giebt, als in Persien, besonders in Iberien und in dem nördlichen Theil von Medien. Persien hat überhaupt von Natur eine Lage, woraus es sich begreifen läßt, daß so viele Vögel von der Art daselbst zu finden sind. Aus dem nahe gelegenen Berg Caucasus, aus Circassien und Moskau kommen eine Menge dieser Vögel nach Persien. Man fängt ihrer auch viele in den Gebürgen in der Provinz Farsistan, funfzehn bis zwanzig Meilen weit von Schiras; ja hier sollen sogar die besten Raubvögel zu finden seyn. Man richtet sie auch noch insbesondere ab; die Perser sollen sogar die Raaben dressiren, daß sie sie zur Beiz brauchen können. Es werden beständig über acht-



Hundert Raubvögel in der königlichen Jägerey unterhalten, und jeder hat seinen besondern Aufseher. Unter diese Vögel rechnet man die Sperber, die Falken, die Schmerlen, die Geier und Habichte von verschiedener Art, die Bergfalken, und noch einige andere Stossvögel. Alle vornehme Herrn halten dergleichen Vögel zur Jagd, welcher sie von Jugend auf ergeben sind. Auch sogar gemeine Leute halten solche Raubthiere; denn in Persien ist es niemanden verwehrt, mit Vögeln, mit Hunden und mit Flinten zu jagen. Man sieht zu allen Zeiten, in allen Städten und auf dem Felde, Falkonier, mit dem Falken auf der Hand, ab und zugehen. Oft macht der König den Grossen seines Reichs, und insonderheit den Statthaltern in den Provinzen, mit abgerichteten Falken oder andern Raubvögeln, ein Geschenk. Diese zeigen sich alsdenn sieben bis acht Tage hintereinander, mit dem Vogel, der ihnen vom König geschenkt worden ist, auf der Hand, auf den Strassen; sie puzzen ihn, sie schmeicheln ihn, und loben seine Schönheit und Geschicklichkeit beständig. Sie setzen ihm eine Haube, die mit Edelsteinen

und

und goldenen Schellen geschmückt ist, auf.
Die vornehmen Herrn haben mit Edelgestei-
nen besetzte Handschuhe, um den Falken da-
mit zu halten; sie legen ihnen goldene
Leinen und Bleche mit allerhand Verzierung-
en an die Flüsse. Diese Jägerrey nennt
man in Persien Baskane, und Schuchskane,
d. i. das Haus der Fang- oder auch
Betrug-Vögel. Hier wird ein genaues
Verzeichniß gehalten von allen Vögeln, die
der König von andern zum Geschenke be-
kommt, und auch zum Geschenke giebt;
hierinnen ist der Name der Person, und
die Zeit der Schenkung, nebst der Beschaf-
fenheit des Vogels, angemerkt. Diese
Falkenjägerrey kostet den König das Jahr
hindurch viel Geld; denn alle diese Raub-
vögel bekommen nichts als Fleisch zu fressen;
einige bekommen sogar niemals etwas anders,
als Federvieh.

Wir müssen hier eines besondern Raub-
vogels gedenken, der aus Moskau kommt,
und der viel grösser ist, als alle die bisher
genannten; denn er ist heynaher so groß
als ein Adler. Diese Vögel sind sehr
rar, und es hat sie im ganzen Königreich
niemand, als nur der König ganz allein.



Da in Persien die Gewohnheit ist, den Werth aller Geschenke, die man dem Könige macht, ohne Ausnahme nach Geld auszuwerfen; so wird auch dieser Raubvogel nach Geld angeschlagen, und das Stück auf hundert Tomans, d. i. funfzehn hundert Thaler, geschätzt. Wenn ein solcher Vogel unterwegs, ehe er in die königliche Jägercy kommt, stirbt, so bringt der Gesandte dem König den Kopf und die Flügel, und der Vogel wird alsdenn in die Rechnung gebracht, als wenn er lebendig angekommen wäre. Dieser Vogel soll sein Nest in den Schnee machen, den er durch die natürliche Hitze seines Körpers bis auf den Boden, oftmals eine Klafter tief, von einander trennt. Wenn die Jungen im Stande sind, davon zu fliegen, so treibt sie die Mutter aus dem Nest vor sich her; sind sie aber nicht stark genug dazu, so läßt sie sie in dem Nest, wirft das Loch im Schnee von oben her zu, und erstift sie darinnen, gleichsam als unwürdig zu leben, indem sie aus der Art geschlagen wären. Alles dieses erzählt man auch von dem moskowitzischen Falken, davon oftmals aus einem ganzen Nest nicht mehr als ein einziger die



Die Stärke haben soll, sich aus der Schnee-
grube zu erheben, und aus dieser Ursache
werden die moskowitzischen Falken, und die
vom Berge Caucasus, so hoch geschätzt.

Die Raubbögel werden von den Persern
auf folgende Art zur Jagd abgerichtet.
Sie nehmen Kranniche, oder andere Vögel,
und verbinden ihnen die Augen, daß sie
nicht wissen, wo sie hin gehen oder fliegen
sollen; auf diese lassen sie alsdenn die
Raubbögel loschießen. Sind sie nun
auf diese Art abgerichtet, so brauchen sie sie
erstlich, die sogenannten Streichbögel, Adler,
Kranniche, Enten, wilde Gänse, Rebhü-
ner, Wachteln u. dgl. zu fangen; her-
nach fangen sie auch damit Kaninchen und
Hasen. Man richtet sie auch ab, hoch
Wildpret zu fangen, ausgenommen wilde
Schweine. Die Art, wie sie sie hierzu
abrichten, ist diese: Sie nehmen die Haut
eines solchen wilden Thieres, und stopfen
sie mit Stroh aus; auf den Kopf binden
sie ein Stück von dem Fleisch, wovon der
Vogel seine tägliche Nahrung hat; dieses
setzen sie auf eine Maschine mit vier Rädern;
Hierauf lassen sie den Vogel los, und fah-



ren während der Zeit, als er von dem
Fleisch frisst, das ausgestopfte Thier
herum, damit er sich daran gewöhne.
Sind sie genug abgerichtet, so braucht man
sie auf folgende Art zur Jagd. Man
jagt erstlich das Thier, welches man fangen
will, so lang herum, bis es ganz abge-
mattet ist, und alddenn läßt man den
Raubbogel auf dasselbe los. Dieser setzt
sich ihm auf den Kopf, schlägt ihm mit
seinen Flügeln in die Augen, und zerhackt
ihn mit seinen Krallen und Schnabel; hier-
über erschrecken die ohne dies fürchtsame
Thiere, und fallen zu Boden; nun hat
der Jäger Zeit genug herbey zu kommen,
und dem Thier den Garaus zu machen.
Ist das Thier, das man fangen will, sehr
groß, so läßt man mehrere Vögel auf das-
selbe losschiessen, die das arme Thier nach-
einander abmartern. Auf die wilden
Schweine aber macht man, wie ich schon
gesagt habe, mit Raubbögeln keine Jagd;
denn dieses Thier ist wüthend, geht auf
seinen Feind los, und zerreißt die Vögel,
die man gegen dasselbe los läßt. Man
braucht auch manchmal diese Vögel um
Menschen damit zu fangen. Man hat
wirklich zu meiner Zeit Vögel in der könig-
lichen



lichen Jägerey gehabt, die darauf abgerichtet waren. Ich habe zwar keine davon gesehen, doch ist mir erzählt worden, daß Ali-fuli-can, der Statthalter von Tauris, den ich sehr wol gekennt habe, sich manchmal dieses gefährliche und grausame Vergnügen, auf Unkosten seiner Freunde, gemacht habe. Es geschah einstens, daß er einen solchen abgerichteten Raubvogel auf einen Herrn los ließ; da man ihm nun nicht geschwind genug zu Hülfe kommen und den Vogel wegnehmen konnte, so kratzte er ihm die Augen aus, so daß dieser Herr aus Schrecken und Schmerzen starb. Da es der König erfuhr, so wurde er sehr gegen den Statthalter aufgebracht, und es soll auch eine von den Ursachen mit gewesen seyn, warum er kurz nachher in Ungnade gefallen ist. Diese Vögel greifen die Menschen auf die nemliche Art an, als wie die Thiere. Sie setzen sich ihnen auf den Kopf, schlagen und zerkratzen ihnen mit ihren Krallen und Schnäbeln das Gesicht, und wenn man nicht geschwind hinzu eilt, und den Vogel hinwegnimmt, so zerreißt er ihm das Gesicht, ohne daß mans ihm wehren kann: denn alsdenn hört der Vogel weder den Ton der
Stim.



Stimme, noch der Trommel, wornach er sich sonst zu richten pflegt. Da alle Kriegerleute gewöhnlich auch Jäger sind, so hat ein jeder an dem Sattelknopf seines Pferdes eine kleine Trommel von acht bis neun Zoll im Diameter; wenn er hierauf schlägt, so kommt der Vogel zurück. Diese Trommel nennt man Tavelabas.

Was die hohe Jagd anbelangt, so braucht man wilde Thiere, als Löwen, Leoparden, Pantherthiere und Luchse dazu, welche besonders darauf abgerichtet sind, andere Thiere zu fangen. Diese zur Jagd abgerichtete Thiere nennen sie Yur se. Den Menschen thun sie nichts zu leide. Der Reuter nimmt ein solches Thier zu sich auf das Pferd, verbindet ihm mit einer Binde die Augen, und hält es an einer Kette. Er begiebt sich darauf auf die Spur, wo die Thiere, die er jagen will, hinwärts sind, läßt solche aufjagen, und so nahe zu sich hintreiben, als es thunlich ist. Wenn der Reuter eines dieser Thiere entdeckt, so öfnet er dem Jagdthier, das er bey sich auf dem Pferd hat, die Augen, und drehet ihm den Kopf auf die Seite, wo sich

sich das aufgejagte Thier befindet. Sobald es dasselbe erblickt, so thut es einen heftigen Schrey, und springt auf dasselbe los. In etlichen Sprüngen erreicht es solches, und wirft es zu Boden; verfehlt es aber dasselbe, so wird es stutzig und bleibt stehen. Der Jäger giebt ihm aber schlechterdings keinen Verweis, sondern er geht zu ihm, schmeichelt ihm, und um es wegen des fehlgeschlagenen Versuchs gleichsam zu trösten, sagt er ihm, daß es gar nicht schuld daran sey, sondern der Jäger selbst, der ihm den Kopf nicht zu rechter Zeit auf jene Seite gerichtet habe. Die Perser stehen in den Gedanken, daß das Thier diese Sprache verstehe, und sich damit zufrieden stelle. Ich habe eine solche Jagd in Hircanien mit angesehen. Wenn die Thiere, die man zur Jagd braucht, zu groß sind, als daß sie der Reuter zu sich auf das Pferd nehmen kann; so führt man sie in eisernen Kesseln, die ein Elephant auf dem Rücken trägt, mit, ohne ihnen die Augen zu verbinden; allein der Jäger muß beständig die Hand an der Oefnung des Kessels haben: denn sobald sie ein Thier, worauf sie abgerichtet sind, in das Gesicht bekommen, so thun sie einen hefti-



heftigen Schrey, und dann muß man sie auch augenblicklich los lassen. Einige dieser Thiere sind auch abgerichtet, andere mit List zu fangen; sie kriechen längst an den Hecken und Büschen auf dem Bauch, bis sie ihrer Beute nahe genug sind; und alsdenn springen sie darauf los, und erhaschen sie in einem Augenblick.

Wenn der König jagt, so umstellt man ein Thal, oder eine Ebene, mit einem Netz, und läßt in einem Umfang von funfzehn bis zwanzig Meilen weit die Thiere durch viele tausend Bauern zusammen treiben. Wenn ihrer nun eine hinreichende Anzahl beysammen ist, so umstellen die Reuter den ganzen eingeschlossenen Platz; der König kommt alsdenn mit seinem Gefolg, und jeder fällt auf dasjenige Thier, das ihm aufstößt, Hirsch, Schweine, Hyänen, Biber, Füchse, und dergl. Hier giebt es ein entsetzliches Niedermezzeln. Oft werden sieben bis achthundert dergleichen Thiere erlegt. Bey den gewöhnlichen Jagden, wo der König nicht dabey ist, wartet man, wenn man ein Thier gestellt hat, bis der Vornehmste ankommt. Dieser schießt sodann
einen



einen Pfeil auf Dasselbe los, und dann folgen die andern nach.

Die Jagd mit Hunden ist in Persien zwar nicht ganz ungewöhnlich, und sowohl der König, als die Grossen des Reichs, haben Jagdhunde; allein die Anzahl derselben ist sehr gering: denn die Perser haben einen Abscheu gegen die Hunde, als ein unreines Thier. Sie lassen sie nicht einmal in die Stuben. Zur Zeit der Regierung Abas, des Grossen, schickte der Großherr zu diesem Könige, und lies ihn bitten: da niemand als ihr Prophet und seine Kinder grün gekleidet gewesen wären, so möchte er doch niemanden von seinen Unterthanen erlauben, diese Farbe, zumal an Strümpfen, zu tragen. Der König antwortete: wenn der Großherr verhüten könnte, daß die Hunde nicht auf das Gras, so wollte er in sein Verlangen willigen. Uebrigens können sie auf der Jagd die Hunde leichtlich entbehren, weil sie ihre Raubvögel abrichten, dasjenige, was sie auf der Jagd erlegt haben, aus dem Wasser und Morästen zu holen.

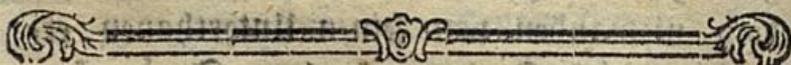
R.n.Persien, II.Th.

Dd

Die



Die Jagd der wilden Ziegen ist besonders artig. Da diese Thiere sehr leicht und geschwind sind, so daß man selten nahe zu ihnen kommen kann, so werden sie mit Büchsen auf folgende Art geschossen. Man richtet ein Cameel ab, Schritt vor Schritt auf dieses Thier zuzugehen, und sich demselben zu nähern. Der Jäger hält sich hinter dem Cameel verborgen, und wenn er nahe genug dakey ist, so schießt er. Das Cameel folgt dem Thier auf dem Fusse nach, fällt es, so bleibt es dabey stehen, wo nicht, so kommt es gerade wieder zurück, und dann ist es ein gewisses Kennzeichen, daß der Jäger gefehlt hat.



XI.

Von den Fischen in Persien.

Es giebt in Persien zweyerley Art von Fischen, Seefische und Flußfische. Das Caspische Meer, welches eines von den Meeren ist, woran Persien gränzt, ist sehr fisch.

fischreich. Die Fische, die man gedroket
überal hin verführt, sind: der Tunfisch,
der Stör mit dem Caviar, der Salmen,
und eine Art grosser Karpen, die man Dest-
pisch nennt, ein sehr wohlschmeckender Fisch.
Unter allen Meeren aber ist meiner Meinung
nach keines so fischreich, als der persische
Meerbusen. Man fischt an dem Ufer
zweymal des Tags, und fängt daselbst alle
Arten von Fischen, die auch in unsern Me-
eren gefunden werden; sie sind hier in gros-
ser Menge, und ganz vortreflich. Die Fischer
verkaufen sie sogleich am Ufer, und was
sie nicht bis um zehn Uhr des Morgens,
oder bey Untergang der Sonne verkauft ha-
ben, werfen sie wieder in das Meer. An
den Küsten dieses Meers verkauft man ei-
nen Fisch, dessen Fleisch ganz roth ist, und
welcher gewöhnlich bey dreyhundert Pfund
wiegt; man fängt ihn an den arabischen
Küsten, und salzt ihn ein wie Rindfleisch.
Aber man kann sie nicht lang aufheben,
denn das dasige Salz zerfrist das Fleisch.
Will man also Fische aufbehalten, so muß
man sie, ohne sie zu salzen, an der Sonne,
oder am Rauch, droknen. Die Fluss-
fische trifft man nicht in so grosser Menge



an, weil man fast gar keine Flüsse in Persien hat; und aus den Flüssen, welche da sind, zieht man so viel Wasser heraus, daß sich die Fische darinnen nicht vermehren können. Jedoch muß man mit dem Fluß in Iberien, Kur, eine Ausnahme machen, als welcher sehr fischreich ist. Es giebt in diesem grossen Königreiche nicht mehr als dreyerley Arten von Flußfischen, nemlich Fische in stehenden Teichen, Fische in Flüssen, und Fische in unterirdischen Canälen, die man mit einem besondern Namen Kairiser nennt. Von Teichfischen haben sie Forellen, Karpen, Alosen; Forellen aber findet man nur in Armenien. Sie sind roth, und so schön und gut, als an keinem Ort in der Welt. Die gemeinsten Flußfische sind die Barben, welche aber auch in den Canälen angetroffen werden. Sie sind hier sehr groß, aber nicht gut, besonders ist der Roggen davon sehr schädlich. Er hat eine Säure bey sich, und erregt das Brechen. Dieses kommt entweder daher, weil dieser Fisch niemals die Sonne sieht, und in harten Wasser lebt, oder weil man ihn mit sogenannten Krähaugen (nux vomica) fängt. In der Gegend von Ispahan giebt es auch viele Krabben. Sie



Sie kriechen auf die Bäume, und bleiben daselbst zwischen den Nestern Tag und Nacht; von da fängt man sie. Sie sind ein sehr gutes Essen. Die Mahomedaner dürfen nicht alle Arten von Fischen essen. Die reinen Fische sollen, nach den Grundsätzen der alten mahomedanischen Gottesgelehrten, entweder mit dem Netz gefangen, oder mit den Händen gegriffen werden. Heutzutage aber sind sie nicht mehr so gewissenhaft; sie fangen sie mit Angeln, und mit dem Saamen, welcher die Fische betäubt. Was für Fische esbar, oder nicht esbar sind, darüber sind ihre Gelehrten selbst nicht einig.



XII.

Von dem Charakter, Sitten und Gewohnheiten der Perser.

Das Persische Blut ist, an sich betrachtet, dick und grob. Man sieht dieses an den Suebern, die von den alten Persern noch übrig sind, und sich niemals mit

Dd 3

andern



andern Nationen vermischt haben. Sie sind häßlich, übel gebaut, schwerfällig, und haben eine raue Haut. Man sieht dieses sogar in den Provinzen, welche nahe an Indien gränzen, wo die Einwohner fast durchgängig eben so ungestaltet sind, als die Guebern, weil sie sich, so wie diese, auch nicht mit andern Nationen vermischen. Aber in den übrigen Theilen des Königreichs ist das Persische Blut gegenwärtig sehr gut, und dieses kommt ohnfehlbar von der Vermischung mit den Georgiern und Circassiern her, als welche zwey Völker ohnstreitig in der ganzen Welt die schönsten Formen hervorbringen. Sie sind munter und tapfer, lebhaft, artig und verliebt. Es ist fast nicht eine einzige Person von Stand in ganz Persien, die nicht eine Georgierin oder Circasserin zur Mutter habe; sogar der König ist von Seiten seiner Mutter ein Georgier oder Circassier. Da diese Vermischung nunmehr schon beynahe einige Jahrhunderte fortdauert, so hat sich sowol das männliche als weibliche Geschlecht in Persien verschönert, und die Persianerinnen sind jezo schön und wohl gestaltet, ob sie gleich keine Georgerinnen mehr zu Müttern haben. Was die Mannspersonen anbelangt, so sind



sind sie groß, gerade gewachsen, lebhaft von Farbe, munter und ansehnlich. Der Himmelsstrich, unter welchem sie leben, und die Mäßigkeit, wozu sie von Jugend auf erzogen werden, trägt viel zu dieser guten körperlichen Beschaffenheit bey. Ohne die vorhin gemeldte Vermischung des Persischen Blutes mit Georgischen und Circassischen, würden die Standspersonen in Persien die häßlichsten Personen in der Welt seyn: denn sie stammen ursprünglich aus dem Lande zwischen dem caspischen Meer und China, welches man insgemein die Tartaren nennt, her, und die Einwohner dieses Landes sind die häßlichsten Personen, die man sehen kann, klein von Statur, grobgliedericht, mit Augen und Nasen wie die Chinesen, platten und breiten Gesichtern, und einer Farbe, die aus gelb und schwarz gemischt zu seyn scheint.

In Ansehung der Geisteskräfte haben die jezigen Perser eben so viele Vorzüge, als in Absicht auf den Körper. Ihre Einbildungskraft ist lebhaft und fruchtbar, ihr Gedächtnis fähig und geschwind. Sie haben viel Anlage zu den Wissenschaften und



zu den schönen und mechanischen Künsten; nicht weniger auch zu den Waffen. Sie lieben die Ehre, oder vielmehr die Eitelkeit, das falsche Bild der Ehre. Sie sind schmeichlerisch und bis zum Kriechen demüthig; sie sind wizzig und zu listigen Streichen aufgelegt; höflich, artig, fein und wohlgezogen. Sie haben von Natur eine überwiegende Neigung zur Wollust, Schwelgerey und Verschwendung; vom Sparen und Haushalten verstehen sie wenig oder gar nichts. Mit einem Wort, sie haben von Natur so gute natürliche Eigenschaften, als ein jedes anderes Volk; aber es ist auch kein Volk in der Welt, welches seine guten natürlichen Eigenschaften so sehr verderbt, als sie.

Ihre ganze Philosophie erstreckt sich bloß auf die Güter und Uebel des gegenwärtigen Lebens; die Hoffnung und Furcht für der Zukunft machen wenig Eindruck auf sie. Sie sind weit vom Geiz entfernt, und suchen nur die Güter des Lebens zusammen zu bringen, um sie wieder zu verschwenden. Der gegenwärtige Genuß ist die Absicht aller ihrer Unternehmungen. Sie versagen sich kein Vergnü-

gnügen, das sie jezo genießen können; für die Zukunft sind sie ganz unbesorgt: sie verlassen sich lediglich auf die Vorsehung, oder vielmehr auf ihr Schickal. Dieses halten sie für gewis und unabänderlich, und lassen sich alles gefallen. Begegnet ihnen eine Widerwärtigkeit, so werden sie nicht darüber niedergeschlagen, wie andere Menschen; sondern sie sagen mit der größten Ruhe und Zufriedenheit: mektub est, d. i. es ist so niedergeschrieben, wodurch sie anzeigen wollen, daß dasjenige, was ihnen begegnet, in dem Buch der Schicksale bestimmt, und deswegen unvermeidlich sey.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts glaubte jederman in Europa, die Perser würden sich damals, da die Türken von allen Seiten gedrängt wurden, der Gelegenheit bedienen, Babylon und die übrigen Länder, die ihnen von den Türken abgenommen worden waren, wieder zu erobern; allein, sie regten sich nicht. Der kriegerische Geist hat sie gänzlich verlassen; sie suchen nur ihre Bollust zu befriedigen, und diese Absicht glauben sie bey zweifelhaften und beschwerlichen Unternehmungen nicht be-



friedigen zu können. [Es war den Königen von Persien viel daran gelegen, den ehemaligen kriegerischen Geist ihrer Unterthanen zu schwächen, damit sie mit desto mehr despotischer Gewalt über sie herrschen konnten. Artas der Große suchte insonderheit zu verhüten, daß sich seine Perser nicht wider ihn verschwören möchten. In dieser Absicht ließ er in allen Städten Persiens Fremde sich anbauen, die in ihren Sitten und Gebräuchen den Persern am meisten zuwider waren. Hiedurch erniedrigte sich aber auch der Muth derselben, so daß nicht leicht eine Nation in der Welt ist, die Beleidigungen und Vorwürfe so geduldig erträgt, als sogar die Vornehmen in Persien. Dieses zeigte sich insonderheit gegen das Ende der Regierung des Schach Nadirs. Sie waren durch diesen Tyrannen dermassen unterjocht worden, daß sich die Vornehmsten unter ihnen nicht unterstanden, einander zu besuchen, aus Furcht, sie möchten ihm Gelegenheit zu einem Verdacht geben, als wenn sie sich untereinander verbinden wollten. Er machte sich auch kein Bedenken daraus, ihnen öffentlich zu sagen, er wisse, daß sie ihnen nicht gewogen wären; allein, er frage nichts darnach.



nach. Er hatte ihren Charakter von Jugend auf kennen lernen, und hatte sich es zum Grundsatz gemacht, daß die Perser nicht anders, als mit einem eisernen Scepter regiert werden könnten. Streitet es aber auf der andern Seite nicht mit ihrer Hauptneigung, der Wollust, so sind sie eben so stolz und übermüthig, als sie sonst niedrig und schmeichlerisch sind. Sie erweisen denen, die über ihnen sind, eine recht slavische Ehrerbietung; aber sie verlangen dieses auch wieder von denen, welche unter ihnen sind. Es ist dieses aber keine Aeußerung ihres innern Charakters, sondern eine Folge derjenigen despotischen Gewalt, die auch sogar Eingriffe in die gemeine Freyheit der Menschen thut. Hiermit reimt sich auch der Kottengeist, dem sie sehr ergeben sind, ganz gut. Sie hängen ihm nach, wenn er ihnen zugleich ein Mittel wird, ihre Lüste, sowol unmittelbar als mittelbar, zu befriedigen; sie lassen sich aber leicht unterdrücken, wenn sie glauben, daß der Ausgang zweifelhaft und beschwerlich sey.

Die Perser sind im höchsten Grad verschwenderisch; sie leben in den Tag hinein,
um



um sich wohl zu thun, und denken nicht an den andern Morgen. Sie können deswegen auch kein Geld aufheben; haben sie ein Stück, so ruhen sie nicht eher, als bis alles verthan ist. Je eher sie damit fertig werden, desto mehr Vergnügen haben sie. Gesezt, der König schenkt einem seiner Günstlinge funfzig bis hunderttausend Thaler, oder er bekommt solche auf eine andere Art; in weniger als vierzehn Tagen ist alles dieses Geld durchgebracht. Er kauft sich Sklaven von beyderley Geschlecht; hält sich schöne Frauenzimmer; schafft sich kostbares Geräthe an, kleidet sich auf das prächtigste, ohne die Folgen seiner Verschwendung zu überlegen, noch zu bedenken, wie lange es dauern könnte. Es währt auch nicht lange, so ist er mit allem seinem Gelde fertig. Nun fängt er an, und verkauft alle seine Kostbarkeiten wieder Stück vor Stück; zuerst entledigt er sich seiner Pferde, sodann kommt die Reihe an die unnöthigen Bedienten, hierauf müssen seine Concubinen und Sklaven wandern, und zuletzt verkauft er auch sogar seine Kleider. Ich habe tausend Beispiele dieser Art gesehen. Eines aber ist besonders merkwürdig;

Dig;

dig; Deswegen will ich auch solches besonders anführen. Ein Verschnittener, welcher lange Zeit Richter, oder Ober-Cammerherr gewesen war, saß in den letzten zwey Jahren so fest in der Gunst des Königs, daß er thun konnte, was er wollte, nicht anders, als wenn er selbst König wäre; er hatte sich unermessliche Reichthümer zusammen gebracht. Es geschah, daß er in Ungnade fiel, jedoch blieb sein Vermögen, er mochte es mit Recht erworben haben oder nicht, unangetastet. Nach Verlauf von zweyen Monaten fieng er an seine Sachen zu verfezzen, denn Credit und Geld war miteinander verschwunden; er wurde in kurzem ganz arm, ob er gleich vor wenig Monaten einer der Reichsten war. Hier traf das Sprüchwort ein: „Wie gewonnen, so zerronnen.“

Einer der lobenswürdigsten Tüge in dem Charakter der Perser ist ihre Leutseligkeit gegen Fremde; sie sind freundlich gegen sie im Umgang, und geben ihnen Schutz, wenn sie verfolgt werden; sie beweisen ihnen die Pflichten der Gastfreundschaft; sind tolerant gegen diejenigen, die von einer andern

dern



dern Religion sind, auch alsdenn, wenn
 ihnen der Glaube derselben ein Greuel wäre.
 Die Priester ausgenommen, welche gegen
 diejenigen, die nicht von ihrer Meinung
 sind, einen wütenden Haß haben, sind die
 Perser überhaupt gegen fremde Religions-
 verwandte gerecht und leutselig. Ihre
 Toleranz geht so weit, daß wenn jemand
 seine vorige Religion verlassen und die ihm
 angenommen hat, sich aber anders besinnt,
 und sich wieder zu seiner vorigen Religion
 bekennen will, sie ihm solches gar nicht
 wehren. Der Ceder, oder oberste Prie-
 ster, fertigt zu ihrer Sicherheit eine au-
 thentische Urkunde darüber aus, worinnen
 sie Morhud, d. i. Abtrünnige, genenit
 werden, ein Wort, welches bey ihnen das
 größte Schimpfwort ist. Sie glauben,
 daß die Gebete aller Menschen gut und kräf-
 tig sind; sie nehmen deswegen nicht nur
 die Fürbitten und Andachtsübungen anderer
 Religionsverwandten, wenn sie krank oder
 in andern Nöthen sind, an, sondern ver-
 langen sie sogar auch von andern, wovon
 ich Beyspiele genug gesehen habe. Ich
 schreibe dieses nicht sowol den Grundsätzen
 ihrer Religion zu, obgleich diese alle Reli-
 gionsübung erlaubt, als vielmehr den sanf-
 ten

ten Sitten dieses Volks, welches gegen Streitigkeiten und Grausamkeiten eine natürliche Abneigung hat.

Aus demjenigen, was wir von der Verschwendung und Schwelgerey der Perser gesagt haben, wird man ohne Mühe leicht begreifen, daß sie auch der Faulheit ergeben sind, als welche Laster inögemein miteinander verbunden sind. Und dieses ist auch gewöhnlich die Ursache, daß der größte Theil der Nation arm ist. Die Faulenzer und Leute ohne Beschäftigung nennt man im Persischen Serguerdan, d. i. Leute, die den Kopf hin und her drehen. Sie haben mehr dergleichen Umschreibungen in ihrer Sprache.

Die Zänkereyen der Perser kommen niemals bis zu Schlägen oder andern Thätlichkeiten. Ihr Zorn ist bey weitem nicht so ausschweifend und übertrieben, als in unsern Gegenden, sondern er vergeht geschwind. So groß auch ihr Zorn ist, und bey so liederlichen und nichtswürdigen Menschen sie immer seyn mögen, so ist doch das bey ihnen lobenswürdig, daß sie jederzeit den Namen Gottes heilig halten. Man hört



hört niemals eine Gotteslästerung, oder einen Ausdruck, der gegen Gott beleidigend wäre. Sie können daher auch nicht begreifen, wie es möglich sey, daß die Europäer, wenn sie im Zorn sind, Worte ausstossen, die eine Gottesverleugnung anzuzeigen scheinen. So lobenswürdig sie nun hierinnen sind, so tadelhaft sind sie darinnen, daß sie bey einer jeden kleinen und nichtswürdigen Sache den Namen Gottes alle Augenblick im Munde haben, und ihn also in der That missbrauchen. Ihre gewöhnlichen Schwüre sind: bey dem Namen Gottes, bey dem Geist des Propheten, bey den Geistern der Verstorbenen, und dergl. so wie die alten Römer bey dem Genius der Lebendigen zu schwören pflegten. Kriegs- und Staatsleute schwören gemeinlich bey dem geheiligten Haupte des Königs, und diesen Eidschwur halten sie unverbrüchlich. Die gewöhnlichen Beyheuerungen im gemeinen Leben sind: „Bey meinem Haupt.“ „Bey meinen Augen.“

Die Perser haben zwey Gewohnheiten an sich, die einander schnurstraks entgegen gesetzt sind. Mit eben dem Munde, mit welchem sie Gott ohne Unterlaß loben und
anru-

anrufen, mit eben diesem stossen sie die ärgsten Flüche und garstigsten Reden aus. Wenn man zu ihnen in ihre Häuser kommt, wenn man ihnen auf der Gasse begegnet, wenn sie an ihre Geschäfte gehen, wenn sie spazieren gehen, so hört man sie überall mit lauter Stimme Segenswünsche und Gebete sprechen: „O grosser Gott! o barmherziger Gott! o preiswürdiger Gott, Vater und Ernährer der Menschen! o Gott! verzeihe oder hilf mir.“ Bey den geringsten Dingen, die sie vornehmen, machen sie den Anfang mit diesen Worten: Im Namen des barmherzigen Gottes. Und dennoch machen sich diese frommen und fleissigen Anbeter Gottes nicht das geringste Bedenken, zu eben der Zeit, und aus eben dem Munde, die grössten Unflätereyen vorzubringen. Jedermann ohne Ausnahme ist mit diesem Laster angesetzt. Ihre Unflätereyen sind insgemein von solchen Theilen des Leibes hergenommen, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Wenn sie einander schimpfen wollen, so sagen sie einander Unflätereyen von ihren Weibern, ob sie solche gleich weder jemals gesehen, noch nennen gehört haben, und

R. n. Persien. II. Th. Ge wün-



wünschen, daß sie Dinge begehen möchten, die schändlich zu sagen sind. Auch die Frauenzimmer, welche doch insgemein mehr Anspruch auf Zucht und Ehrbarkeit machen, als die Mannspersonen, sind von dieser Unanständigkeit nicht frey. Wenn sie sich nun von dergleichen Unsauberkeiten erschöpft haben, so nennen sie einander gleichsam zur Zugabe: Atheisten, Abgötter, Juden, Christen; sie sagen z. B.: „Die Hunde der Christen sind mehr werth, als du.“ „Seh den Hunden der Franken zum Opfer!“ und dergleichen.

Ob man gleich unter Personen von allerhand Stand und Geschlecht dergleichen Unanständigkeiten hört, so geschieht es doch nicht überall in gleichem Grad, und mit gleicher Ausschweifung. Das gemeine Volk treibt es am höchsten, aber man hört auch nicht selten Standespersonen solche Redensarten vorbringen, die sich in andern Ländern der schlechteste Mensch nicht erlauben würde. Da ich das erstemal bey dem Hofmarschall des Königs in Persien war, so kam eben eine angesehenere Person zu ihm, um mit ihm wegen einer gewissen Angelegenheit zu reden. Der Hofmarschall sagte

zu



zu ihm, warum er nicht zum obersten Staatsminister gienge, dahin er ihn verwiesen hätte. Der andere sagte hierauf ganz demüthig: „Ich bin da gewesen, aber er hat mir gesagt, daß Euer Majestät (man giebt in Persien diesen Titel auch den Grossen des Reichs, so wie dem Könige) die Sache entscheiden müsten.“ Gaumicoret, antwortete der Hofmarschall. Ich erschraf, da ich eine so vornehme Person auf diese Art reden hörte; denn es heist: Er soll seinen eignen Koth fressen. Dieses ist ihr gewöhnlicher Ausdruck, wenn sie sagen wollen, daß man unrecht oder unschicklich geredet hat.

Dieses sind kleine Laster der Perser, in Verhältnis mit den andern. Sie sind falsch, betrügerisch, und die größten Schmeichler von der Welt; dabey niederträchtig und unverschämt. Sie verstehen sich vortreflich auf die Schmeicheley, und ob sie gleich solche ohne alle Scham ausüben, so beweisen sie doch dabey viel Kunst und Geschicklichkeit sich beliebt zu machen. Man sollte glauben, daß alles, was sie sagen, ihr vollkommener Ernst sey; indes, sobald die Gelegenheit vorbey ist,



Die sie zur Schmeicheley gehabt haben, es mag nun entweder eine Hofnung zu einem Gewinnst, oder andern eine Gefälligkeit zu erweisen, gewesen seyn, so sieht man gar deutlich, daß alle ihre Komplimente, die sie in ihrer Sprache Tahvazea nennen, nichts toeniger als aufrichtig gemeint sind. Sie warten die Zeit ab, wenn sie eine Person nahe bey sich sehen vorbey gehen, alsdenn loben sie solche, daß sie es genau hören kann; jedoch sind sie dabey so scharfsinnig, daß das Lob natürlich und keine Schmeicheley zu seyn scheint. Ausser diesen Lastern sind sie auch den Lügen bis zur höchsten Ausschweifung ergeben. Sie reden, schwören, geben falsches Zeugnis, ohne alles Bedenken, wenn sie nur den geringsten Vortheil davon haben. [Hierinnen sind sie von ihren Vorfahren, den alten Persern, ganz ausgeartet, als welche sich, nach dem Zeugnisse des Xenophons, ein besonderes Geschäfte daraus machten, der Wahrheit treu zu bleiben. Heut zu Tage aber ist es nicht einmal eine Schande, wenn man einen auf einer Lüge antrifft, und ihm Vorwürfe darüber macht.] Sie borgen und bezahlen nicht, lehnen und geben nichts wieder.

der 7

der; wo sie Gelegenheit haben einen andern zu betrügen, da versäumen sie solche nicht. Im Dienst, oder wozu sie sich sonst anheischig gemacht haben, sind sie ohne Auf-richtigkeit, im Handel und Wandel ohne Treu und Glauben; sie haben in der feinen Kunst, zu betrügen, so ausgelernt, daß man beynahе niemals, ohne vervortheilt zu werden, von ihnen davon kommt; sie sind nach Geld eben so begierig, als nach eitler Ehre, und suchen bey allen Schelmereyen dennoch Lob und Ruhm davon zu tragen. Da ihnen das wahre Wesen der Tugend fehlt, so trachten sie dennoch nach dem äussern Schein derselben, und suchen sich entweder hiedurch selbst zu betrügen, oder eine gewisse Abssicht zu erreichen, die ihnen ihr eitler Ehrgeiz, oder Wollust, eingiebt. Sie gehen beständig mit der Maske der Heucheley einher. Sie machen oft einen Umweg von mehr als einer Meile, um eine körperliche Unreinigkeit nach ihren Begriffen zu vermeiden, oder einen Menschen, der nicht von ihrer Religion ist, im Vorbeygehen nicht zu berühren; sie hüten sich, jemand zur Regenzeit in ihre Häuser aufzunehmen, weil seine nassen Kleider alles, was er an-
E e 3 rührt,



rührt, es mögen nun Personen oder Hausgeräthe seyn, verunreinigen würden. In ihrem Gang sind sie jederzeit sehr ernsthaft. Sie verrichten ihr Gebet und Reinigungen zu den gesetzten Zeiten, und beweisen dabey äusserlich eine brünstige Andacht. In ihren Reden zwingen sie sich fromm und klug zu seyn; sie reden in den ausgesuchtesten Ausdrücken und mit der heissesten Andacht beständig von der Ehre, Grösse und den Eigenschaften Gottes. Ob sie gleich einen natürlichen Hang zur Leutseligkeit, Gastfreyheit und Mitleiden haben, und sich aus der Welt und ihren Schätzen nicht viel machen; so zeigen sie doch in ihrem äussern Betragen gerade das Gegentheil. Wer sie nur im Vorbeygehen, oder höchstens bey einem Besuch, sieht, wird jederzeit ein günstiges Urtheil von ihnen fällen; aber, wer einen genauen Umgang, oder Geschäfte, mit ihnen hat, wird wenig wahre Tugend bey ihnen antreffen. Sie sind, nach dem dem Ausspruch Christi, grösstentheils gestünchte Gräber; und was Christus von den Pharisäern sagt, paßt grösstentheils auf die Perser. So ist der grosse Haufe der Nation beschaffen. Indessen ist doch auch
nicht

nicht zu leugnen, daß diese Regel ihre Ausnahme habe. Man findet unter den Persern eben so viele Beyspiele der Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Tugend und Frömmigkeit, als bey andern Religionsverwandten. Aber je mehr man mit diesem Volke umgeht, desto kleiner wird diese Ausnahme, und man wird immer mehr überzeugt, daß die Zahl derjenigen, welche wahre Menschenliebe und Billigkeit ausüben, ungemein klein sey.

Nach der bisherigen Beschreibung der Perser wird man kaum glauben können, daß ihre Erziehung der Jugend so gut sey, als sie wirklich ist; und dennoch ist nichts gewisser als dieses. Der Adel, das ist, Personen von Stand, und die Kinder aus guten Häusern, (denn einen eigentlich sogenannten Adel kennen die Perser nicht,) werden alle wohl erzogen. Die Sorge für ihre Erziehung überläßt man insgemein den Verschnittenen. Diese vertreten bey ihnen die Stelle der Hofmeister; sie lassen die Kinder niemals aus dem Gesicht, halten sie stets unter einer strengen Zucht, und führen sie niemals aus, als um ihre Verwandten zu besuchen, oder ritterliche Uebun-



gen oder öffentliche Lustbarkeiten zu sehen. Und weil sie glauben, die Kinder von Stand könnten in öffentlichen Schulen verderben werden, so schicken sie sie nicht dahin, sondern halten ihnen Lehrer zu Hause. Auch hier wendet man alle Mühe an, daß sie mit dem Gesinde keinen Umgang haben, und daß sie nichts Unanständiges sehen und hören; die Dienstboten müssen ihnen mit vielem Respekt und Ehrerbietung begegnen. Die Kinder der gemeinen Leute werden nicht weniger mit aller Sorgfalt erzogen. Man läßt sie nicht auf den Gassen herum laufen; man gestattet nicht, daß sie ihre Zeit mit Spielen, Zänkereyen und Narrenspößen verderben. Man schickt sie des Tages zweymal in die Schule; wenn sie wieder nach Hause kommen, so behalten sie die Aeltern bey sich, damit sie an der Lebensart und dem Gewerbe, wozu man sie bestimmt, Geschmack bekommen mögen. Junge Leute erscheinen nicht eher in der großen Welt, als bis sie zwanzig Jahre alt sind, es sey denn daß man sie eher verheyrathe; in diesem Fall kommen sie aus des Vaters Gewalt, und werden ihre eigene Herrn. Unter dem Heyrathen aber verstehe ich die gesetzmäßige Verbindung zweyer Personen,

ver-



vermöge einer ordentlichen Eheberedung; denn
außerdem legen die Perser ihren Söhnen
schon im sechzehnten oder siebenzehnten
Jahre Beyschläferinnen bey, wenn sie mer-
ken, daß sie verliebt sind, um sie dadurch
von gröbern Ausschweifungen abzuhalten.
Bey ihrem ersten Eintritt in die grosse Welt
nehmen sie ein kluges, höfliches, beschei-
denes, schamhaftes und ernsthaftes Betra-
gen an; sie reden wenig, geben genau auf
sich Achtung, und affectiren, sowol in ih-
ren Reden als Handlungen, eine gewisse
Unschuld. Aber der größte Theil wendet
sich gar bald auf die schlimmere Seite; und
die Schwelgercy, die sie an andern sehen,
verdriest sie gar geschwind. Wenn sie
weder eigenes Vermögen, noch einen Gehalt,
der ihrer Verschwendung angemessen ist, noch
sonsten erlaubte Mittel haben, wodurch sie
ihre Neigung befriedigen können; so er-
greifen sie die schlimmsten Maasregeln, um
Geld zu bekommen: und diese sind ihnen
nicht schwer ausfündig zu machen.

Unter allen asiatischen Völkern sind die
Perser am allerhöflichsten, und ihre Kom-
plimente sind wirklich übertrieben.



etliche Beyspiele davon. Ein Engländer
 stättete in Astrabad bey dem Gouverneur
 einen Besuch ab. Als er in das Zimmer
 kam, stunden die vornehmsten Personen so
 lang, bis er Platz genommen hatte. Da
 er mit der persischen Art, sich zu setzen,
 nicht zurecht kommen konnte, so ließ ihm der
 Gouverneur einen Stuhl bringen, und be-
 diente sich dabey der Worte: ganz Astrabad
 wäre jezo in der Gewalt des Engländers,
 er könne damit machen, was er wollte.
 Ein Kranker bat einen Arzt, ihn von einer
 schmerzhaften Krankheit zu befreien, und
 setzte hinzu: wenn er ihm geholfen hätte,
 wollte er ihm seinen Kopf geben. Ein
 Europäer hörte dieses Kompliment, und
 verwunderte sich darüber; der Perser aber
 sagte: „Ich thue es deswegen doch nicht,
 es ist nur unsre Art zu reden.“] Die-
 jenigen Perser, welche eine gute Erziehung
 und feine Lebensart haben, können es in
 Ansehung der Höflichkeit mit den gesitteten
 Völkern in Europa aufnehmen. Ihre
 Manieren und Geberden sind die anständig-
 sten, die man denken kann; sanft, ge-
 setzt, groß, gesprächig, und schmeichelhaft
 im äußersten Grad. So oft sie einander
 begeg-



begegnen, so erweisen sie sich einander die Höflichkeit, einander den Vortritt anzubieten; aber der Rang ist bald entschieden. Zwey Stücke kommen ihnen in unsern Sitten sehr ausschweifend vor: erstlich, daß wir lange Zeit darüber streiten, wer dem andern vorgehen soll; zweytens, daß wir vor denenjenigen, denen wir Respekt und Hochachtung erweisen wollen, das Haupt entblößen, welches bey den Persern eine Freyheit ist, die man sich nur in Gegenwart geringerer Personen, oder höchstens sehr vertrauter Freunde, nimmt. Sie machen zwar zwischen der rechten und linken Hand einen Unterschied; aber was bey uns die rechte Hand ist, ist bey ihnen die linke; und diese Gewohnheit herrscht in ganz Asien. Man sagt, daß sie vom Cyrus herkomme, welcher deswegen Personen, die er ehren wollte, auf seine linke Seite gestellt habe, um ihnen ein besonderes Vertrauen, das er zu ihnen habe, zu bezeugen; weil nemlich die linke Seite des Menschen die schwächste wäre, wo man am meisten zu befürchten habe.

Sie statten einander häufige Besuche ab, sowol bey freudigen und traurigen Begebenheiten



benheiten, als auch bey ausserordentlichen
 Feyerlichkeiten. Geringere Personen ma-
 chen alsdenn den Vornehmern die Aufwar-
 tung, und diese machen jenen Gegenbesuche.
 Die Hofleute gehen des Morgens und des
 Abends zu den Ministern, bezeugen ihnen
 ihre Hochachtung, und begleiten sie aus
 ihren Pallästen nach Hof. Man führt
 sie in einen grossen Saal, und bewirthe-
 tet sie einstweilen mit Tobak und Caffee, bis
 der Herr aus dem Frauen-Zimmer heraus
 kommt. Sobald dieser in den Saal ein-
 tritt, so steht jederman auf, und bleibt
 unbeweglich auf seinem Platz stehen. Der
 Minister geht vorbey, und macht mit dem
 Kopf eine kleine Verbeugung, welche jene
 mit einer tiefem beantworten. Er geht
 an seinen gewöhnlichen Platz, und giebt den
 andern ein Zeichen, sich zu setzen. Wenn
 er fertig ist, so steht er auf und geht zu-
 erst aus dem Saal, und die andern folgen
 ihm hinter drein. Die meisten Komplimente
 aber macht man mit seines Gleichen.
 Man bewillkommt sie ehe man sich setzt, und
 setzt sich nicht eher, als bis sich diejenigen,
 die zum Besuch gekommen sind, gesetzt ha-
 ben, steht auch nicht eher, als diese, auf.
 Der

Der Hausherr sitzt allzeit oben an, und wenn er jemanden eine besondere Höflichkeit erweisen will, so giebt er ihm ein Zeichen, sich neben ihn zu setzen. Er bietet niemanden keinen Platz an, denn dieses würde für denjenigen, dem er ihn anböte, eine Beschimpfung seyn; aber es ist ein Beweis einer besondern Hochachtung gegen eine Person, wenn der Hausherr von seinem Platz aufsteht, und sich neben, oder unter die Person setzt, die er ehren will.

Wenn die Person, die man besuchen will, eine vornehme Person ist, so beobachtet man folgenden Wohlstand. Man geht ganz sachte in den Saal, und stellt sich an den ersten besten leeren Platz, den man findet. Hier bleibt man stehen, hält die Füße enge zusammen, und legt die Hände an dem Gürtel neben einander; den Kopf bükt man ein wenig vorwärts, und sieht mit gesetzten und sitzamen Geberden vor sich: in dieser Stellung bleibt man so lang, bis einem der Hausherr ein Zeichen giebt, sich zu setzen; welches er sogleich, entweder mit der Hand oder mit dem Kopf, thut. Wenn man einen Besuch von einem Vorneh-



nehmern bekommt; so steht man auf, sobald man ihn in das Zimmer treten sieht, und thut, als wenn man ihm entgegen gehen wollte. Bekommt man einen Besuch von seines Gleichen, so steht man nur halb auf; ist die Person, die einem besucht, geringer, aber doch einiger Hochachtung werth, so bewegt man sich nur, und stellt sich, als wenn man aufstehen wollte. Diejenigen, die bereits zum Besuch in einem Zimmer sind, stehen bey dem Eintritt anderer Personen nicht auf, wenn es nicht der Hausherr selbst thut, oder man eine besondere Ursache hat, dieser Person Ehrerbietung zu erweisen. Auch in der Art, sich nieder zu setzen, hat man in Persien unterschiedene Ceremonien. Vor einer vornehmen Person, welcher man Ehrerbietung schuldig ist, setzt man sich auf seine Fersen, so daß sich die Füße und Knie einander berühren. Vor seines Gleichen aber setzt man sich bequemer, nemlich mit Kreuzweis unter einander geschlagenen Schenkeln; den Oberleib hält man gerade. Diese Art des Sitzens nennt man in Persien Tscharzanu, d. i. auf vier Knien sitzen, weil die Knie und Knöchel platt auf der Erde liegen.



liegen. Gute Freunde und Bekannte sagen zu einander: setzt euch nach euerm Gefallen, das heist, schlaget die Schenkel nach euerm Belieben kreuzweis unter euch; und diese Stellung ändert man nicht, und sollte man einen halben Tag auf einem Platz sitzen. Die Morgenländer sind bey weitem nicht so unruhig als wir. Sie sitzen sehr ernsthaft und stille, und machen mit dem Körper sehr selten Bewegungen; und wenn sie auch dann und wann eine kleine Bewegung machen, so geschieht es niemals um ihre Reden mit Handlungen und Geberden zu begleiten, sondern blos sich zu regen. Unser Betragen kommt ihnen deswegen sehr lächerlich vor; sie glauben nicht, daß unsre Gesticulationen sich mit dem Charakter eines vernünftigen Mannes reimen. Es wird auch bey ihnen für sehr unanständig gehalten, wenn man im Sitzen die Füße sehen läst, sondern man muß sie unter den Kleidern verbergen: bey der weiten morgenländischen Kleidung geht auch dieses sehr wol an. Damit man dieses besser verstehen möge, so habe ich eine Zeichnung beygefügt, wie man in Persien sitzt.

Wenn



Wenn ein Perser den andern grüßt, so geschieht es gewöhnlich, daß man sich mit dem Kopf küßt, oder die rechte Hand an den Mund legt. Kommt man von einer weiten Reise zurück, so umarmt und küßt man einander; und dieses geschieht auch bey außerordentlichen Gelegenheiten.

In ihren Reden sind sie noch ceremonienreicher, als in ihren Thaten. Wenn sie jemanden zum Besuch bekommen, so sagen sie nicht bloß: Koschomedy, d. i. Ihr seyd willkommen, sondern auch: Safa a urdy, d. i. Ihr veredelt uns durch Eure Gegenwart; Schiaschuma calibut, d. i. Euer gewöhnlicher Platz ist bey uns lange leer geblieben: hiedurch wollen sie so viel sagen, daß niemand würdig gewesen wäre, seinen Platz in seiner Abwesenheit zu besetzen; und andere dergleichen mehr, wovon sie eine erstaunungswürdige Mannichfaltigkeit in ihrer Sprache haben. Ich sage noch einmal: die Perser sind das schmeichelhafteste Volk auf dem ganzen Erdboden. Sie haben die rührendsten und verbindlichsten Ausdrücke, ihre ganze Gedenkungsart ist kriechend und nachgebend; ihre

ihre Sprache sanft und schmeichlerisch; sie vermeiden im Umgang alles, was eine verdrüssliche Idee erregen kann; und wenn es der Inhalt des Gesprächs erfordert, daß sie von etwas Unangenehmen reden müssen, so thun sie es in solchen Umschreibungen, daß alles Traurige und Unangenehme verschwindet. Wenn sie z. B. sagen wollen, daß jemand gestorben sey; so sagen sie: „er hat euch ein Geschenk mit den Jahren, die er noch zu leben hatte, gemacht;“ das heißt: der Verstorbene hätte zwar noch lange leben können, aber aus Liebe zu euch hat er sich seine Jahre abkürzen lassen, um sie euch beizulegen. Ich erinnere mich hier einer artigen Erzählung, von einem General der Musketair, zu den Zeiten des Königs Abas des zweyten. Dieser Prinz, der von einem sehr lebhaften Geist war, hatte diesem General einen weissen Bären zur Versorgung übergeben, den er aus Moskau bekommen hatte, indem er glaubte, er würde von ihm besser gepflegt werden, als wenn er ihn in das Behältnis der wilden Thiere thäte. Unterdessen starb der Bär doch. Sobald es der König erfuhr, so wollte er doch genau wissen, wie und woran er gestorben wäre;

R. n. Persien. II. Th. F f wäre;



wäre; er fragte also den General, was sein weisser Bär mache; dieser antwortete: „Er hat Eurer Majestät mit seinen übrigen Lebensjahren ein Geschenk gemacht.“ Der König sagte im Lachen: „Ihr mögt selbst ein Bär seyn, da Ihr die Jahre einer Bestie zu den meinigen setzen wollt.“ Man erzählt noch eine andere Geschichte von diesem General, die mit der gegenwärtigen viele Aenlichkeit hat; ich führe sie zu dem Ende an, damit man der Perser Art, sich auszudrücken, daraus abnehmen kann. „Der König gieng, ausserhalb Isphahan an dem Berg Kusapha, der eine kleine Meile von der Stadt liegt, spazieren. Eine dicke Wolke lag auf der Spitze des Bergs. Da sie der König gewahr wurde, sagte er zum General: Sehet einmal diese schwarze Wolke auf der Spitze dieses Berges an; sie gleicht einem Hut der Franken. Das ist wahr, sagte der General; wollte Gott! daß Eure Majestät sie alle überwände! Wie ist es möglich, antwortete der König, daß ich sie überwinden kann. Sie sind mehr als zweytausend Meilen weit von mir entfernt; kann ich doch nicht einmal die Türken überwinden, die meine nächsten Nachbarn sind.“ Wenn man jemand wegen



wegen eines Todesfalls trösten will, so sagt man
insgemein: Serchuma salamet bachet, d. i. Euer Haupt sey nur gesand;
welches so viel bedeuten soll, als: Euer
Leben ist mir so theuer, daß es mir gleich-
viel gilt, wer da stirbt; an Eurer Er-
haltung liegt mir unendlich viel.

Die Komplimente, die man in Briefen,
Bittschriften und andern dergleichen Denk-
schriften macht, sind noch weitläuftiger als
diejenigen, die man mündlich macht. Sie
haben besondere Bücher, worinnen die Ti-
tel enthalten sind, die man denjenigen giebt,
an welche man schreibt, und das vom Kö-
nig an bis zu dem geringsten Künstler. Die-
jenigen, die in Geschäften gebraucht werden,
wissen sie auswendig. Ich werde hier
keine Probe davon geben, weil ich oben in
meiner Reisebeschreibung einige Beyspiele da-
von angeführt habe, aus welchen man den
persischen Brief- und Canzleystyl deutlich
erkennen kann. Uebrigens merke ich noch
an, daß es in der persischen Sprache die
Höflichkeit erfordert, sowol von sich, als
auch von andern, in der dritten Person
zu reden.



So höflich und artig nun aber auch die Perser sind, so sind sie es doch nicht aus Großmuth, als welche Tugend im ganzen Morgenlande unbekannt ist. Da ihr Vermögen nicht weniger als ihr Leib und Leben einer willkürlichen und despotischen Gewalt gänzlich unterworfen sind; so ist ihr Geist und Muth durch eben eine solche Sklaverey niedergedrückt. Sie thun nicht das geringste auffer aus Interesse, d. i. sie müssen entweder etwas zu hoffen oder zu fürchten haben. Sie können nicht begreifen, daß ein Land in der Welt sey, wo die Menschen einander aus bloßer Tugend Gefälligkeiten erweisen, ohne auf eine Belohnung Rücksicht zu nehmen. Bey ihnen ist gerade das Gegentheil. Sie machen sich für alles, was sie thun, bezahlt, und dies oftmals zum Voraus. Ueberal verlangt man Geschenke mit vollen Händen. Sie haben ein Sprüchwort: „Man kommt vom Richter zurück, wie man zu ihm gegangen ist.“ Das heist: Wenn man mit leeren Händen zum Richter kommt, so kommt man auch ohne Gerechtigkeithülfe wieder zurück. Die ärmsten und elendesten Personen erscheinen niemals ohne Geschenke

schenke vor den Vornehmen, oder bey denjenigen, von welchen sie sich eine Gnade erbitten wollen; und diese nehmen auch jederzeit die Geschenke an. Die vornehmsten Herrn schämen sich nicht, Früchte, junge Hühner, Lämmer und dergl. anzunehmen. Ein jeder giebt etwas von dem, was er unter Händen hat, oder verfertigt; diejenigen aber, die kein besonderes Gewerbe haben, geben Geld. Dergleichen Geschenke zu bekommen, hält man für eine Ehre. Man giebt sie öffentlich, ja man wartet sogar die Zeit ab, wenn recht viele Personen zugegen sind. Diese Gewohnheit herrscht im ganzen Orient, und ist sehr alt. Uns Europäern kommt sie zwar freylich niederträchtig und schlecht vor; indessen leisten doch die Perser denenjenigen wieder einen Dienst, für welchen sie Geschenke bekommen haben, und dies oft augenblicklich, wenn es in ihrem Vermögen steht. Dergleichen Geschenke macht man aber auch an feyerlichen Tagen, oder bey andern Gelegenheiten, seinen Gönnern und Wohlthätern, ohne daß man eine Wiedervergeltung, oder einen besondern Dienst, dafür verlangt.



Die Perser finden weder am Spazieren-
gehen noch am Reisen ein Vergnügen. Das
erstere finden sie sehr abgeschmakt, und
glauben, in einer Allee auf nieder zu gehen,
sey eine Beschäftigung eines Menschen, der
nicht recht bey Verstand sey. Sie fra-
gen in allem Ernst: was man denn an dem
Ende der Allee zu thun habe, und warum
man denn nicht dort geblieben sey, wenn
man Ursache gehabt hätte, hin zu gehen?
Die Ursache hiervon ist ohne Zweifel diese,
weil sie unter einem weit gemässigttern Him-
melsstrich leben, als wir. Sie haben
nicht so viel Blut, als wir Nordländer;
ihr Blut ist auch nicht so aufwallend als
das unsrige. Die flüchtigen Theile ihres
Blutes dünsten mehr aus, als bey uns;
man trift bey ihnen nicht diejenigen Bewe-
gungen des Körpers an, die nahe an Leicht-
sinnigkeit und Unruhe gränzen, und oft
bis zur größten Ausschweifung getrieben wer-
den. In Persien weiß man gar nicht,
was das seyn soll, sich durch eine Leibes-
übung eine Bewegung machen; man befin-
det sich in diesem Lande weit besser, wenn
man beständig sitzt, oder sich tragen läßt,
als wenn man geht. Die Weiber und
die

Die Verschnittenen machen sich niemals eine Leibesbewegung, sondern sitzen oder liegen beständig, ohne daß es der Gesundheit etwas schadet. Die Mannspersonen reiten zwar, aber sie gehen niemals zu Fuß; wenn sie Leibesübungen haben, so geschieht solches bloß zum Vergnügen, niemals aber der Gesundheit wegen. Das Klima ist, nach meiner Meinung, bey einem jeden Volk jederzeit die Hauptursache seiner Neigungen und Gewohnheiten, und die Menschen sind weiter nicht von einander unterschieden, als in so fern Himmel und Luft an einem Ort von dem andern unterschieden ist. — Was das Reisen anbelangt, so ist es den Persern noch weit unbegreiflicher, daß Leute aus bloßer Neugierde reisen, als daß sie zur Lust oder Gesundheit spazieren gehen. Das Vergnügen, welches wir aus der Kenntniss der Sitten und Sprachen, die von den unsrigen unterschieden sind, empfinden, ist ihnen ganz und gar unbekannt. Als die französisch-ostindische Compagnie etliche Abgeordnete an den König von Persien abschickte, so schickte der König in Frankreich zugleich noch zwey Personen mit, jedoch ohne ihnen einen besondern Charakter zu geben, mit Namen



Salein und Boullaye; in dem Beglau-
 bigungsschreiben stund, daß dieses zwey
 Herrn wären, die sich in der Absicht in die
 Gesellschaft der Abgordneten der Kaufleute
 begeben hätten, um mit ihnen aus Neugierde
 die Reise nach Persien zu thun; der
 König habe sich dieser Gelegenheit bedient,
 an Se. persische Majestät zu schreiben, und
 Ihnen diese Gesellschaft von Kaufleuten zu
 empfehlen. Ich kam eben zu der Zeit an
 dem persischen Hof an, als diese Herrn
 daselbst ihre Geschäfte trieben. Die Mi-
 nister redeten oftmals mit mir davon, und
 dieses Schreiben gefiel ihnen aus verschiedenen
 Ursachen gar nicht. Eine davon war,
 weil das Schreiben an den König blos mit
 Gelegenheit war überschift worden. Sie
 fragten mich, ob man denn in unsern Län-
 dern so wenig Achtung für grosse Könige
 hätte, daß, wenn man ihnen Briefe zu
 schicken habe, man solche nicht durch Per-
 sonen übergeben lies, die man besonders in
 dieser Absicht abschifte. Noch mehr aber
 befremdete sie der Ausdruck, daß es Herrn
 wären, die aus Neugierde die Reise nach
 Persien thäten, als welchen man, ohne in
 das Abgeschmackte zu fallen, gar nicht in
 ihre



ihre Sprache übersetzen konnte: so unbekannt und fremd ist ihnen die Idee eines neugierigen Reisenden. Sie fragten mich, ob es möglich sey, daß es unter uns Leute gäbe, die die Beschwerlichkeit einer Reise von etlichen tausend Meilen übernähmen, die sich so vieler Gefahr und Unbequemlichkeit aussetzen, aus keiner andern Absicht, als um zu sehen, wie man in Persien lebe. So viel ich bemerkt habe, behaupten die Perser, daß man die Tugend nicht besser erlangen, und die Begierden nicht besser bändigen könne, als wenn man ruhig zu Hause bleibe; daß Reisen müsse bloß die Erwerbung der Güter zur Absicht haben. Sie bilden sich auch ein, daß jeder Fremder, der nicht ein Kaufmann oder Künstler ist, ein Spion sey, und vornehme Leute glauben ein Staatsverbrechen zu begehen, wenn sie einem solchen Menschen in ihrem Hause einen Zutritt gestatteten, oder ihn besuchten. Dieser Ursache muß man die grobe Unwissenheit zuschreiben, die man bey den Persern in Absicht auf die Kenntniß anderer Nationen antrifft; sie wissen nichts von der Erdbeschreibung, haben auch keine Landcharten. Alles dieses kommt daher, weil



ſie kein Verlangen haben, andere Länder kennen zu lernen; daher wiſſen ſie weder, wie weit ein Land von ihnen entfernt ſey, noch durch welche Wege man dorthin komme. Daher trifft man bey ihnen weder Nachrichten aus fremden Ländern, noch Zeitungen, noch Neuigkeiten, noch Adreſſe-Comtoir an. Dieſes wird freylich denenjenigen ganz fremd vorkommen, die ihre ganze Lebenszeit damit zubringen, daß ſie immer fragen: was neues? welche ihre Neugierde mit Verluſt ihrer Geſundheit und Ruhe zu befriedigen ſuchen; welche ſich aus den Landcharten und Reiſebeschreibungen ein ordentliches Geſchäfte machen: indessen iſt es doch auch nicht zu leugnen, daß die Kenntniß aller dieſer Dinge weder zur Ruhe des Geiſtes noch zum Vergnügen unentbehrlich iſt, wie man an den Perſern ganz deutlich gewahr wird. Ihre Staats-Minister wiſſen eben ſo wenig, was in Europa, als was in dem Mond, geſchieht. Die meiſten haben eine ganz verworrene Idee von Europa überhaupt; ſie halten es für eine kleine Inſel in dem nordiſchen Meere, wo ganz und gar nichts Gutes und Schönes ange- troffen würde; denn warum, ſagen ſie, würden



würden sonst die Europäer in der ganzen Welt herum reissen, um gute, schöne und nöthige Sachen aufzusuchen, wenn sie derselben nicht gänzlich beraubt wären?

Demohngeachtet ist kein Land in der Welt, wo man mit mehrerer Sicherheit auf den Strassen und mit wenigern Kosten reisen kann, als Persien. Es werden eine Menge öffentlicher Gebäude, im ganzen Lande, sowol in Städten als im freyen Felde, zum Vortheil der Reisenden unterhalten. In diesen Häusern hat man frey Quartier. Im ganzen Lande sind die Brücken und Wege wohl unterhalten: alles dieses zum Vortheil der Carawanen, und derjenigen, die aus Interesse reisen.

Wenn die Perser entweder durch den Handel, oder durch andere Geschäfte, etwas vor sich gebracht haben, so ist ihre erste Sorge, sich ein Haus zu kaufen. Hiebey haben sie die Gewohnheit, daß sie niemals ein Haus kaufen, welches ganz ausgebauet ist, sondern sie bauen es erst hernach aus, und machen es so groß, als sie es nöchig haben. Sie haben hierüber
ein



ein allgemeines Sprüchwort: „Ein Haus, welches man ganz ausgebauer kauft, schikt sich eben so wenig für eine jede Familie, als ein ganz fertiges Kleid jedem Körper angemessen ist.“ Es giebt wenig Personen in Persien, die in Miethhäusern wohnen. Die ärmsten Leute bewohnen ihre eigene Häuser. Es kommt dieses aus zweyen Ursachen her. Die eine davon ist, weil die Perser von Natur nicht zum Handel geneigt sind. Die zweyte ist, weil ihnen ihre Religion verbietet, auf Zinsen zu leihen; daher kauft sich ein jeder sein eigenes Haus, weil er sein Geld nicht besser anlegen kann. Nächst diesen schaffen sie sich einen Bezarga an; dieses ist eine Reihe von Kramläden, die gemeiniglich oben her gewölbt sind. Gewöhnlich lassen sie solche nahe bey ihren Häusern entweder selbst bauen, oder kaufen sie, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Dieses sind die ersten unbeweglichen Güter, die sie sich anschaffen. Hierauf kaufen oder bauen sie sich ein Bad, und hernach ein Caravanserai. Man wird vielleicht glauben, daß man diese Grundstücke, so wie bey uns, um einen jährlichen oder vierteljährigen Zins vermiethe;



the; aber in Persien ist es ganz anders. Man vermiethet diese Plätze Tagweis, und läßt sich alle Abend den Zins bezahlen, ohne bis auf den folgenden Tag Credit zu geben. Weiter erstreckt sich ihr Zutrauen nicht; aus dieser Ursache haben sie diese Grundstücke gern nahe bey ihren Häusern, damit ihre Bedienten den Zins desto besser erheben können. Diese Gewohnheit aber ist nur unter geringen Personen; die andern lassen sich Wochen- oder Monatweis bezahlen. Da man in Orient gewöhnlich wenig Hausgeräthe, und weder Tische, noch Stühle, noch Bettstellen, noch Schränke, noch vieles Küchengeräthe hat, so kann daselbst einer, der ein Haus oder einen Laden gemiethet hat, viel geschwinder entwischen, als bey uns; und dieses ist die Ursache, warum man besonders gegen geringe Personen nicht viel Zutrauen hat. Wenn die Vornehmen und Grossen des Reichs viel Geld zusammengebracht haben, so wenden sie einen Theil davon auf öffentliche Stiftungen an. Sie bauen Collegia und Schulen, mit einem Gehalt für Studenten, Caravanserais auf den Heerstrassen, wo die Reisende umsonst aufgenommen werden, Brücken, und endlich Moskeen, die sie mit gewis-



gewissen Einkünften versehen, wovon die Priester ihren Unterhalt haben, und zuweilen auch arme Personen milde Steuern bekommen. Dergleichen Stiftungen nennen die Perser *Suab a karet*, d. i. Verdienst für das zukünftige Leben, und sagen, sie wären wachsende Güter, weil, nach ihrer Meinung, die Gebete, die in diesen öffentlichen Gebäuden und in den Tempeln verrichtet werden, ingleichen der unentgeltliche Gebrauch, den andere davon machen, den Stiftern zum Besten dienen und zugerechnet werden.

In Persien hat man kein Fuhrwerk, sondern die Mannspersonen reiten, vornehme Weiber aber werden von Cameelen getragen, wo sie in einer Art von bedekten und verschlossenen Kästen sitzen, deren ein Cameel auf jeder Seite einen auf dem Rücken hat. Ich werde an einem andern Ort eine besondere Beschreibung davon geben. Hier hat man weder Kutschen, noch Chaisen, noch Wagen, noch Sänften; die Ursache hievon ist, entweder, weil Persien ein sehr bergiges Land ist, oder weil es überall mit Canälen durchschnitten ist, beides aber ist dem Fahrwesen nicht zuträglich.

Jeder



Jederman reitet entweder auf Pferden, oder auf Maulthieren, oder auf derjenigen Art von Eseln, die einen geschwinden und leichten Schritt oder Paß gehen. Krämer und Handwerksleute haben, so wie andere Personen, ihre Reitpferde, und nur allein die ganz armen Leute gehen zu Fuß. In der Folge werden wir noch mehr Gelegenheit haben, Anmerkungen über die Sitten der Perser zu machen.

Die Namen, die die Perser führen, werden ihnen entweder sogleich bey ihrer Geburt, oder bey ihrer Beschneidung gegeben, wie es bey allen andern mahomedanischen Völkern üblich ist. Diese Namen nehmen sie entweder von merkwürdigen Personen von ihrer Religion, oder aus dem Alten Testamente, oder aus der persischen Geschichte, her, oder es sind Namen der Tugenden; denn jeder giebt sich einen Namen nach seinem eigenen Belieben. Ausser diesen aber haben sie keine besondere Familien- oder Geschlechtsnamen, die sie als Zunamen führen. Ehrenthalben führen sie gemeinlich den Namen ihrer Väter, oder auch manchmal ihrer Söhne, z. E.
N.



N. Vater des und des, oder Sohn des und des; z. E. Abraham, Sohn Jacobs, Mahommed Vater des Aly. Diese Gewohnheit haben sie im Morgenland seit undenklichen Jahren. Man findet Spuren davon schon im Alten Testament; z. E. Benhadad war ein Name der Könige in Syrien, und heist eigentlich: Sohn des Hadad; Abimelech heist: der Vater des Melechs. Auf diese Art führen sie manchmal verschiedene Zunamen, einen, der von dem Namen eines oder mehrerer von ihren Söhnen hergenommen ist; z. E. der Calife Alraschid, der sechste aus der Geschlechtsfolge der Abassiden, hat bald den Zunamen Abu Jaser, bald Abu Mahommed, welches Namen seiner Söhne waren. Endlich ist auch bey ihnen gewöhnlich, Namen von der Lebensart und dem Gewerbe ihrer Vorfahren, es mag nun eine mechanische oder freye Kunst gewesen seyn, herzuleiten, z. E. Mahommed Caian, d. i. Mahommed der Schneider, Soliman Atari, d. i. Salomon der Materialist; Schouari, des Tuba.



Tubelirer; Stamboli, der Constantinopoli-
taner, weil er daselbst einen grossen Theil
seines Vermögens erworben hat. Das
Lobenswürdigste hiebey ist, daß sie sich nie-
mals schämen, die Namen ihrer Vorältern
auch alsdenn noch zu führen, wenn sie zu
grossen Reichthümern und ansehnlichen Eh-
renstellen gelangt sind. Die Ehre hängt
bey ihnen nicht von der Geburt und dem
Geschlecht, sondern von den Wissenschaften
und Aemtern, am meisten aber von den
Reichthümern, die man besitzt, ab.

Was die Titel anbelangt, so ist man
in Orient gar nicht begierig darnach, weder
nach Titeln der Geburt, noch der Aemter.
Jeder hängt an seinem Namen einen so
prächtigen Titel an, als er will: Herzog,
Fürst, König. Die geringsten Bedien-
ten fügen eben sowol, als angesehenere Per-
sonen, dergleichen Ehrentitel zu ihrem Na-
men. Aber diese Titulaturen haben nicht
die geringste Bedeutung; dennoch aber setzt
man nicht alle Titel ohne Unterschied vor
oder hinter seinem Namen. Es giebt
gewisse Titel, die man niemals vor seinem
Namen setzt, als: Herzog, Prinz, König.
K.u.Persien. II.Th. 64 An-

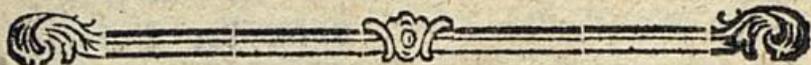


Anderer setzt man niemals hinter denselben, sondern jederzeit davor, als: Mirza, welches so viel heist als Fürstenson. Endlich unterscheidet man auch die Personen vom königlichen Haus von andern Leuten dadurch, daß man diese Titel vor oder hinter ihre Namen, von der Art, wie man sie im gemeinen Leben braucht, ganz verkehrt setzt; was im gemeinen Leben voran gesetzt wird, steht hier hinten, und so auch umgewandt. Etwas ganz außerordentliches und beynahe unglaubliches ist es, daß sich die Perser eine Ehre daraus machen den Titel Sklave zu führen. Sie nennen sich mit der größten Ehre Sklaven des Königs, Sklaven der Heiligen. Dieses Beywort zeigt gewöhnlich einen Menschen an, der in einem Amte steht, oder darnach trachtet.

Wenn ein Knabe auf die Welt kommt, so muß der Vater demjenigen, der ihm die Nachricht von der Geburt desselben bringt, alles geben, was er am Leibe hat. Man nimmt ihm den Turban vom Kopf, und sagt dabey: „Es ist Euch ein Sohn geboren!“ Sogleich muß er dem, der die Nachricht bringt, ein Geschenk machen, und da-



dadurch seine Kleidung, und was er an sich hat, wieder einlösen.



XIII.

Von den Leibesübungen und Spielen der Perser.

Ich nehme diese zweyerley Arten von Handlungen zusammen, weil die Perser beyde mit einem Wort zu bezeichnen pflegen; denn sie sagen: Leibesübungen sind erlaubte Spiele, aber Spiele sind unerlaubte Leibesübungen. Und wirklich sind die Leibesübungen der Perser nichts anders als solche Spiele, wozu Geschicklichkeit und Behendigkeit des Körpers allein erfordert wird; man hat dabey bloß die Absicht, den Körper biegsam und lebhaft zu machen, und durch die Spiele zugleich den ernsthaften Gebrauch der Waffen zu lernen. Aber weil der Körper zu dieser Art von Spielen schon eine gewisse Härte und Stärke haben, und völlig ausgebildet seyn muß, so fängt man



man nicht eher als im achtzehnten Jahr an, sich damit zu beschäftigen; bis dorthin bleiben die jungen Leute unter der Zuchttruthe ihrer Schulmeister, und unter der Aufsicht der Verschnittenen. Wir wollen nunmehr die vornehmsten Leibesübungen, die bey den Persern gewöhnlich sind, durchgehen.

Ihre erste Beschäftigung bestehet darin, daß sie lernen mit dem Bogen schiessen. Hiezu wird erfordert, daß sie solchen recht halten, gehörig spannen, und die Sehne geschickt fahren lassen, ohne daß die linke Hand, mit welcher man den Bogen hält, noch die rechte, womit man die Sehne angezogen hat, sich im geringsten bewege. Im Anfang giebt man den Jünglingen solche Bogen, welche leicht zu spannen sind, hernach stufenweis immer stärkere, zu deren Spannung mehr Kraft und Geschicklichkeit erfordert wird. Die Meister in dieser Kunst besitzen die Geschicklichkeit, den Bogen in tausenderley Stellungen zu spannen, vorwärts, rückwärts, auf der Seite, in die Höhe, in die Tiefe, und das allemal mit gleicher Geschwindigkeit und Leichtigkeit. Sie haben



Haben Bögen, welche sehr schwer zu spannen sind. Um ihre Stärke zu versuchen, hängen sie sie an einer Mauer an einen Nagel; sodann hängen sie an die Sehne, an den Ort, wo man den Pfeil anzusetzen pflegt, Gewichte, und vermehren solche so lang, bis der Bogen seine gehörige Spannung hat; und hieraus nehmen sie ab, wie viel Kraft nöthig sey, einen solchen Bogen zu spannen. Die stärksten erfordern bey fünfhundert Gewichte, ehe sie ihre rechte Spannung bekommen. Sobald die jungen Perser einen gewöhnlichen Bogen haben spannen lernen, so giebt man ihnen einen stärkern; und um diesem mehrere Schwere zu geben, steckt man mehrere eiserne Ringe an die Sehne. Es giebt Bögen, welche über hundert Pfund wiegen. Wenn sie ihn führen, spannen oder ablassen, so thun sie solches, wie ich schon gesagt habe, in allerhand Stellungen, im Springen, im Herumdrehen, bald auf einem Fuß, bald auf den Knien, bald im Laufen, u. s. f. Durch das Anstossen der eisernen Ringe entsteht ein unangenehmes Geräusch. Alle diese Uebungen zielen dahin ab, daß die jungen Leute Stärke bekommen sollen. Die Meister in der Kunst ur-



theilen daraus, daß einer seine Sache wohl gelernt habe, wenn er den Bogen mit der linken Hand, ohne zu wanken, steif und fest halten, und mit dem Daumen der rechten Hand die Sehne bis an das Ohr so nahe ziehen kann, als wenn er solches daran hängen wollte. Um sich diese Arbeit zu erleichtern, haben sie an dem Daumen der rechten Hand einen Ring, welcher inwendig einen Zoll, aussen aber halb so breit ist, mit welchem sie die Sehne halten. Dieser Ring ist gewöhnlich von Horn, oder Elfenbein, oder Jadde, welches eine Art von grünlichten Edelstein ist. Der König hat einen von einem harten und leichten Knochen, der mit gelb und roth untermischt ist, welcher, wie man sagt, oben auf dem Kopfe eines grossen Vogels, auf der Insel Ceilon, wie eine Haube, herauswachsen soll. Wenn sie nun mit dem Bogen gut umzugehen wissen, so fangen sie an, Pfeile zu schiessen. Die erste Uebung ist, daß sie solche so hoch in die Luft schiessen als sie können. Man hält einen Bogenschützen für geschickt, wenn er den Bogen in einer Höhe von fünf und vierzig Graden abschießt, als welches die dufferste Höhe ist, wohin man mit dem Bogen



Bogen reichen kann. Hierauf übt man die Jugend, nach der Scheibe zu schießen. Hier ist es nicht genug, daß man die Scheibe an dem bestimmten Ziel treffe, sondern der Pfeil muß gerade und stet, ohne zu wanken, hinein fahren. Wenn sie hierinnen Geschicklichkeit genug haben, so müssen sie eben dieses mit schweren Bogen, und mit mehrerem Nachdruck, verrichten. Sie üben sich hierinnen auf folgende Art. Man richtet ohngefähr vier Fuß hoch von der Erde eine Art von Rahmen auf, welche zwey Fuß im Durchschnitt, und fünf bis sechs Fuß in der Tiefe haben, welche abhängig aufgestellt und wie die Formen der Rothgiesser mit dünnen und feuchten Sand angefüllt sind. Man nimmt darauf Bogen und Pfeil, und wenn man fertig ist zu schießen, so kommt ein Knecht mit einem Stein in der Hand, und thut damit einen starken Schlag mitten auf die mit Sand angefüllte Rahme; er thut dieses nicht sowohl in der Absicht, um den Ort zu bemerken, wo man mit dem Pfeil hin zielen soll, als vielmehr den Sand fest zusammen zu schlagen und hart zu machen. Hieher schießt man mit aller Kraft, und gemeinlich fährt der Pfeil die Hälfte hinein.

Sg 4

Man



Man zieht ihn alsdenn wieder heraus, und schießt ihn auß neue an eben diesen Ort, und diese Uebung setz man so lange fort, bis der Pfeil ganz hinein fährt. In je wenigern Schüssen man nun den Pfeil ganz hinein treibt, desto grösser ist die Kunst, und dieses geschieht alsdenn am allerleichtesten, wenn man immer in gerader Linie mit steter Hand den nemlichen Ort, den man vorher getroffen hat, wieder trifft. Durch diese Uebung erlangen sie eine Geschicklichkeit, in einer gewissen Weite zu treffen, so daß der Pfeil gerade da, wo man mit hin zielt, einfährt. Wenn sie den letzten Schuß thun, so pflegen sie zu sagen: tir a ker verdil Omar, das ist, der letzte Pfeilschuß fahre dem Omar in das Herz. Sie gewöhnen ihre Jugend aus der Ursache an diesen Ausspruch, um sie beständig in einer Abneigung gegen die Religion der Türken zu erhalten, bey denen Omar der zweyte Priester nach dem Mahomed ist, da im Gegentheil die Perser den Ali davor erkennen. Diejenige Pfeile, deren sie sich zur Uebung bedienen, haben vorne ein rundes, dünnes und stumpfes Eisen; diejenigen aber, deren man sich im Ernst bedienet, haben vorne eine Spitze, wie unsre Lancetten.

Die

Die zweyte Uebung besteht in der Kunst, den Säbel zu führen. Diese erfordert sowol Stärke als auch Gelenksamkeit in der Faust. Zu dem Ende gewöhnt man die Jugend, mit Gewichten an der Hand den Säbel zu führen, so daß sie sie mit Geschwindigkeit und Stärke auf alle Seiten, ober- und unterwärts, vor- und rückwärts, geschwind herum drehen können. Um nun ihre Glieder gelenksamer und ihre Nerven desto stärker zu machen, so legt man ihnen während dieser Uebung zwey andere Gewichte, welche wie Hufeisen gestaltet sind, über die Schultern, ohne daß ihre Bewegung dadurch gehindert werden darf. Dieses dient sowol, sie zur Führung des Säbels, als auch zum Ringen geschickt zu machen.

Die dritte Art der Leibesübungen betrifft das Reiten. Hier besteht die Kunst darin, daß sie gut zu Pferd sitzen, mit verhängten Zügeln, ohne zu wanken, im stärksten Gallop reiten, und auf einmal, ohne aus dem Gleichgewicht zu kommen, wieder stille halten. Es giebt Personen in Persien, die sich so fest auf dem Pferde halten können, daß sie gerade mit beyden



Züssen auf dem Sattel stehen, und in vollem Lauf davon reiten können. Die Perser sitzen etwas seitwärts zu Pferd, weil sie sich bey ihren Uebungen zu Pferd auf die Seite hängen müssen. Diese sind von dreyerley Art, nemlich das Maillschlagen, mit dem Bogen zu schiessen, und Wurf-
 pfeile zu werfen. Das Mailspiel geschieht auf einem grossen Platz, an dessen Ende zwey Säulen nahe aneinander stehen, zwischen welchen die Mailkugel durchgetrieben wird. Man wirft die Kugel mitten auf den Platz, und die Spieler, mit dem Kolben in der Hand, reiten in vollem Gallop solche zu schlagen. Da nun der Kolbe sehr kurz ist, so müssen sie sich bis unter den Sattelpfropf herunter bücken, um die Kugel zu erreichen; und die Regel des Spiels erfordert, daß sie solche in vollem Gallop treffen. Wenn man die Kugel durch die so eben genannten Säulen durchtreibt, so hat man das Spiel gewonnen. Dieses Spiel wird Parthienweis, von funfzehn bis zwanzig Personen gegen eben so viel vnder andern Seite, gespielt. Die Uebung mit dem Bogen zu Pferd besteht darinnen, daß man rückwärts nach einer Schaale schießt,



schießt, die oben auf einer hundert und zwanzig Fuß hoch nach Art eines Mastbaums aufgerichteten Stange steht; auf diese Stange steigt man auf hölzernen Tritten, welche an dieselbe angenagelt sind. Der Reuter reitet, mit Pfeil und Bogen in der Hand, auf diese Stange zu, und wenn er vorbey ist, so dreht er sich rechts und links rückwärts, und schießt seinen Pfeil nach der Schaale auf der Stange. Dieses Spiel trifft man in allen Städten Persiens an. Selbst die Könige geben sich damit ab. Der König Sephy hatte eine ausserordentliche Geschicklichkeit darinnen. Er schoß allezeit mit dem ersten oder zweyten Schuß die Schaale herunter. Der König Abas, sein Sohn, brachte es auch in kurzer Zeit zu einer grossen Fertigkeit hierinnen, so wie auch der folgende König Soliman. Das dritte Spiel von der Art ist das Werfen des Wurfpfeils, den man in Persien Escherid, d. i. Palmzweig, nennt, weil er von den drockenen Aesten des Palmbaums gemacht wird. Dieser Escherid ist länger als eine gewöhnliche Partisane, und sehr schwer; und es wird viel Stärke des Arms dazu erfordert, wenn man ihn werfen will.



will. Sie verfolgen sich in vollem Gallop mit einem solchen Stof, und werfen ihn einander so treuherzig zu, daß, wenn sie sich nicht in Acht nehmen, oft Arm und Beine in Gefahr sind. Sie machen auch allerhand Wendungen damit. Ich habe bereits oben schon von dieser Art von Lustbarkeiten geredet; deswegen will ich hier weiter nichts davon sagen.

Das Ringen ist eine Beschäftigung geringer Personen, ja es giebt sich fast niemand damit ab, als nichtswürdige Leute. Den Ort, wo man das Ringen lehrt, nennen die Perser in ihrer Sprache Zur Kun, oder auch Surchone, d. i. das Haus der Stärke. In allen Pallästen der vornehmen Herrn, und besonders der Statthalter in den Provinzen, sind dergleichen Häuser, wo die Leute derselben im Ringen unterrichtet werden. In einer jeden Stadt ist eine Bande Ringer, die zu öffentlichen Schauspielen gehalten werden. Die Ringer selbst werden Pehelvan, d. i. tapfere, unerschrockene Leute, genennt, und dienen bloß zu öffentlichen Lustbarkeiten. Ihre Art, sich zu zeigen, ist diese. Sie
haben



Haben weiter nichts als enge lederne Bein-
kleider und einen leinenen Gürtel an, wel-
ches alles miteinander mit Fett und Oel
zu dem Ende überschmiert ist, damit sie ihr
Gegner nicht anpacken kann. Wenn er
sie an den Kleidern anfassen wollte; so
würden ihm solche wegen ihrer Schlüpfrig-
keit leicht aus den Händen glitschen, und
er alle Stärke verlieren. Die zwey Käm-
pfer stellen sich alsdenn auf einen Platz, der
mit Sand bestreuet ist, gegen einander;
das Zeichen zum Angriff wird mit einer
Trommel gegeben, welche sich auch während
des ganzen Kampfs hören läßt, um die
Streitenden zu ermuntern. Hierauf fan-
gen sie an, sich mit vielen Rotomondaten
einander heraus zu fordern; jeder rühmt
seine Geschicklichkeit, und erzählt seine herr-
lichen Thaten. Sie geben sich hierauf
einander die Hände, und versprechen ein-
ander, daß sie nach den Regeln ihrer Kunst
treu und ohne Gefährde mit einander um-
gehen wollen. Wenn dieses vorbey ist,
so schlagen sie einander nach dem Takt auf
die Hinterbacken, Schenkel und dicke Beine,
und geben sich einander wieder die Hände.
Dieses wiederholen sie zu dreyenmalen; und
das



Das ist gleichsam die Empfehlung, und geschieht um sich Muth zu machen. Nunmehr geht der Kampf selbst an: mit einem grossen Geschrey sucht einer den andern anzupacken, und über den Haufen zu werfen. Der Sieg besteht darinnen, daß man seinen Gegner die Länge lang auf den Bauch hinlegt; geschieht dieses nicht, so kann man sich des Sieges nicht rühmen.

[Es ist auch in Persien üblich, daß sich angesehene Personen im Ringen üben, und allerhand Leibesübungen von dieser Art vornehmen; aber sie thun es nicht zum öffentlichen Spektakel. Sie haben besondere Häuser, worinnen sich des Morgens viele Personen einfinden, um sich auf diese Art eine Bewegung zu machen. Diese Gebäude sind klein, aber hoch und stark gebaut. An den Seiten sind offene Kammern, aber in der Mitte ist ein freyer offener Platz, wo sich diejenigen, die sich eine Leibesbewegung machen wollen, üben können. Hier versammeln sich Leute von allerhand Stand; man raucht eine Pfeife Tobak, und kann, wenn man will, auch Caffee bekommen. Es sind auch Musikanten

Kanten hier, welche auf der Cither spielen, wozu ein anderer die Pauke schlägt, und ein dritter singt. Diejenigen, die sich hier üben wollen, entkleiden sich bis auf ein paar enge lederne Beinkleider. Hier giebt es nun allerhand Figuren. Ist einer schon geübt, so stellt er sich auf die Hände und streckt die Füße in die Höhe. Andere stellen sich auf Hände und Füße, und je mehr sie geübt sind, desto weiter strecken sie Hände und Füße aus, doch dürfen sie mit dem Bauch die Erde nicht berühren. Sie fahren darauf etlichemal mit dem Kopf gleichsam in einem Cirkel herum, jedoch ohne Hände und Füße zu bewegen; je öfter jemand diese Bewegung machen kann, für desto geschickter wird er gehalten. Andere nehmen grosse Stücke Holz auf die Schultern, und bewegen sie nach dem Takt von vorne nach hinten. Noch andere hüpfen mit ihren Füßen gegen ein Bret, welches schreg an die Wand gestellt ist. Einige setzen sich in eine von den Nebenkammern, und lassen sich reiben; auch dieses geschieht nach dem Takt. Der Bediente, unter dessen Hände man sich begiebt, giebt einem zuweilen einen tüchtigen Streich mit der flachen Hand auf den nackenden Rücken.

Nach-



Nachher reibt und rekt er ihm alle Glieder. Noch andere legen sich auf den Rücken, und heben mit beyden Händen etliche dicke und schwere Stücke Holz nach dem Takt in die Höhe; anderer Stellungen zu geschweigen. Diejenigen, welche ihre Kunst im Ringen wollen sehen lassen, haben auch hier Gelegenheit dazu. Niebuhr beschreibt sie auf folgende Art: „Anfänglich schlugen zwey ihre Hände zusammen, und legten sie kreuzweis vor die Stirne; dann setzten sie sich gegen einander auf die Erde. Jeder suchte, wie er seinen Gegner am leichtesten greifen konnte; wenn sie erst Handgemein wurden, so rungen sie so lange herum, bald auf den Knien, bald auf den Füßen, bis einer von ihnen auf der Erde lag: Dann küßte der Ueberwundene seinem Sieger ganz ehrerbietig die Hände. Schläge und Stöße gab es hier nicht. Diejenigen, welche aus dem Ringen ein Gewerbe machen, fordern andere heraus, und lassen sich von den Zuschauern Geld geben. Hat einer in einer Hauptstadt die Stärksten aufgefordert, es hat sich aber keiner gefunden, der ihn zu Boden geworfen hätte,

so



so darf er sich einen Erben auf seinen Grabstein setzen lassen. "]

Das Fechten gehört in Persien auch unter die öffentlichen Schauspiele, die zur Lust und zum Vergnügen gehalten werden. Sobald die Fechter auf dem Kampfplatz gegen einander getreten sind, so legen sie ihre Waffen auf die Erde. Diese bestehen in einem geraden Säbel und einem Schild. Die Fechter knien gegen einander nieder, und küssen einander auf den Mund und die Stirn; hernach stehen sie auf, geben einander nach dem Ton der Trommel die Hände, tanzen und springen, und machen mit ihren Waffen tausenderley Sprünge und Bewegungen, mit unglaublicher Geschwindigkeit. Darauf gehen sie mit ihren Schwerdtern auf einander los, deren Hiebe sie mit dem Schilde auffangen. Sie hauen so lange auf einander zu, bis sie zu nahe aneinander kommen; alsdenn bieten sie einander die Spitze. Oft geschieht es, daß aus dem Spiel Ernst wird, und daß sie so treuherzig auf einander los hauen, daß es Blut giebt; wenn sie aber



zu hizzig werden, so trennt man sie von einander.

Unter denjenigen Personen, die durch ihre Exerzition dem gemeinen Volk in Persien ein Vergnügen machen, sind auch die Seiltänzer, Marionetten- und Taschenspieler, welche letztere hier so geschickt sind, als an keinem Ort in der Welt. Die Seiltänzer tanzen mit bloßen Füßen. Sie spannen ein Seil von einem hohen Thurm wol vierzig Klafter hoch sehr scharf an. Auf diesem steigen sie hinauf und alsdenn auch wieder herab, und das nicht etwa, wie sie es sonst zu machen pflegen, daß sie auf dem Bauch herab fahren, sondern sie gehen rückwärts und halten sich mit den Behen an dem Seile fest, welches deswegen nicht so gar dick seyn darf. Man kann es ohne Entsetzen nicht ansehen, besonders wenn der Seiltänzer, um seine Geschicklichkeit noch besser zu zeigen, ein Kind auf den Schultern hat, welches seine zwey Beine über dessen Achseln herüber hängen hat, und sich mit den Händen an seiner Stirne fest hält. Sie tanzen niemals nach europäischer Art auf dem geraden Seil, sondern sie machen allerhand Sprünge und Gänge.

Ihr

Ihr schönstes Kunststück ist dieses: Man giebt dem Seiltänzer zwey tiefe Becken, ohngefähr wie eine Suppenschüssel. Er setzt sie, mit den beyden Boden aneinander, auf das Seil, so daß die Tiefe der einen Schüssel unten, und der andern oben ist. Nun setzt er sich mit dem Hintern in die obere Schüssel. Er macht auf derselben etliche Schwenkungen vor- und rückwärts, und bey der zweyten Schwenkung läßt er die untere fallen, und bleibt in der obern sitzen; alsdenn macht er wieder etliche dergleichen Schwenkungen, thut einen Sprung, und läßt auch diese Schüssel fallen; und nun reitet er auf einmal wieder mit übergeschlagenen Beinen auf dem Seil. Einige lassen anstatt eines Seils eine Kette spannen, und tanzen darauf.

Es giebt Luftspringer in Persien, die bewundernswürdige Sachen machen. Sie springen z. E. durch einen Reif, der an der innern Seite mit spizzigen Dolchen besetzt ist, die kaum einen Schuh weit von einander stehen, aber so gesetzt sind, daß sie, wenn sie der Luftspringer im Durchspringen berührt, nachgeben und sich zurück biegen.



Sie springen auch zwischen einem Seil durch, welches von zwey Menschen, in Form eines geschlossenen Vierecks, von sechszehen bis achtzehen Zoll im Durchschnitt, fünf Schuh hoch von der Erde, gehalten wird. Der Raum ist so klein, daß kaum ein Kind durchkriechen kann; aber diejenigen, die das Seil halten, lassen dasselbe im währenden Springen nach, so daß die Oefnung grösser wird, und der Springer ohne Mühe durch kann; sie thun es aber mit so vieler Geschiklichkeit, daß es kein Mensch merken kann. Sie machen auch Sprünge mit Fackeln in der Hand, die an beyden Seiten angezündet sind; sie fahren damit alle Augenblicke über ihr Gesicht, ohne sich zu verbrennen. Sie biegen sich mit dem Leibe rückwärts, bis sie mit den über den Kopf geschlagenen Händen die Erde berühren; unter dem Rücken lassen sie einen Dolch, mit der Spitze in die Höhe gerichtet, aufstellen, welcher kaum einen Finger breit davon absteht: alsdenn lassen sie sich einen Amboss auf den bloßen Leib stellen, und eine völlig glühende Spade darauf schmieden; sie wanken bey den Schlägen der Hämmer im geringsten nicht, denn wenn sie nur ein wenig



wenig nachgaben, so würde ihnen der Dolch in den Rücken fahren. In dieser Stellung halten sie sich so lange, bis die zwey Schmiede die Spade fertig geschmiedet haben. Wenn dieses vorbey ist, so kommt ein anderer Springer auf den Platz, und stellt sich in eben diese Postur; er läßt sich einen Apfel oder Melone auf den bloßen Bauch setzen, welche einer mit einem Säbelhieb, wozu er sehr hoch ausholt, in der Mitte von einander haut, ohne nur die Haut im geringsten zu beschädigen.

Ihre Marktschreyer und Taschenspieler haben Eyer unter ihren Bechern, anstatt der sonst gewöhnlichen Kugeln, um ihre Kunststücke damit zu machen. Sie thun sechs bis sieben dergleichen Eyer in einen Sack, auf dem sie vorher mit Füßen herumgetreten sind, lassen auch von den Zuschauern, wer da will, darauf herumtreten; und in einem Augenblick ziehen sie junge Hühner und Tauben heraus, die, ihrer Sage nach, aus den Eyern hergekommen sind. Sie geben hierauf den nemlichen Sack, oder Gaukeltasche, den Zuschauern zu durchsuchen, und nachdem diese hinläng-



liche Versicherung gegeben haben, daß nichts darinnen ist, so legen sie ihn mitten auf den Platz auf die Erde; sie greifen alsdenn mit der Hand hinein, und ziehen allerhand Küchengeräthe heraus.

Die Marionetten- und Taschenspieler verlangen nicht, wie bey uns, an der Thüre Geld, sondern sie spielen frey an öffentlichen Plätzen; wer ihnen etwas geben will, kann es thun, aber es wird niemand dazu gezwungen. Sie mischen zuweilen Possenspiele unter ihre Kunststücke, ingleichen allerhand Erzählungen und Hanewurststreiche; sie machen sie mit und ohne Masken, und dieses dauert manchmal zwey bis drey Stunden. Wenn dieses Possen- und Gaukelspiel geendigt ist, so gehen sie bey den Zuschauern herum, und bitten sich eine kleine Gabe aus; wenn sie merken, daß sich einer fortschleichen will, ehe man das Geld anfängt einzusammeln, so ruft der Herr von dieser Schauspielergesellschaft mit einem nachdrücklichen Ton: „Wer aufsteht, ist ein Feind des Ali!“ Das ist eben so viel, als wenn jemand bey uns sagt: der ist ein Feind Gottes und aller Heiligen. Man läst auch diese Possen-



Poffenspieler in die Häuffer kommen, und bezahlt ihnen etliche Thaler davor. Diese Art von Luftbarkeiten nennen sie Masfara, welches so viel als eine scherzhafte Vorstellung anzeigt, wovon ohne Zweifel unsere Masken und Maskeraden den Namen bekommen haben.

Ob man gleich dergleichen Gaukler in allen persischen Städten antrifft; so kommen doch auch zuweilen ganze Gesellschaften indianischer Gaukler nach Persien, besonders nach Ispahan und andere größe Städte; aber sie verstehen nicht mehr als die inländischen. Ich wundere mich über die Leichtgläubigkeit einiger Reisenden, die in ganzem Ernst erzählen, daß dergleichen Taschenspieler in einem Augenblick einen Baum mit Blüten und Früchten, welchen man wollte, hervorbringen, Eyer ausbrüten, und tausend andere unbegreifliche Dinge in einem Augenblick darstellen könnten. Tavernier führt unter andern auch dieses in seiner Reisebeschreibung an, ob er gleich die Gaukeley, die dabey gespielt wird, nicht undeutlich merken läßt. Sobald ich das erstemal diese Poffen sah, so merkte ich gleich den Betrug, der dabey gespielt



wurde; und weil ich voraus schon Mißtrauen hatte, so konnte ich leichtlich beobachten, was sie vor Streiche, um die Zuschauer zu hintergehen, spielten. Ich will meine gemachten Entdeckungen mittheilen. Sie spannen in einem Hof, oder in einem Garten, nach Beschaffenheit des Orts, wo sie spielen wollen, ein Tuch, entweder in die Runde oder in ein Viereck, und halten die Zuschauer von dieser Art von Gezelt etwas entfernt. Wenn alle ihre Vorbereitungen zum Taschenspiel fertig sind, so ziehen sie dieses Tuch forne in die Höhe; sie nehmen darauf einen Kern von einer Frucht, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, und stecken ihn mit ihren gewöhnlichen Grosssprecheren und Grimassen, wodurch sie den Einfältigen Sand in die Augen streuen, unter dem Gezelt in die Erde; sie begiessen ihn, und lassen hernach das Tuch fallen. Wenn dieses vorbey ist, so stellen sie sich zwischen das Zelt und die Zuschauer, und machen einstweilen andere Taschenspielerkünste. Während dem, daß die Zuschauer ihre Aufmerksamkeit darauf richten, schlupft einer von der Gesellschaft in aller Behendigkeit unter das Zelt, und

steht

3



steht an den Platz, wo der Kern in die Erde gelegt worden ist, einen kleinen frischen Zweig von demjenigen Baum, von dessen Frucht der Kern in die Erde gesteckt worden ist. Niemand merkt dieses, denn jederman siehet nur auf die gegenwärtigen Gaukelpossen. Nach Verlauf einer Viertelstunde öffnen sie das Zelt, an der vordern Seite, und siehe! zu jedermans Ersiaunen hat der Kern einen Zweig getrieben. Einer von der Gesellschaft der Taschenspieler legt sich auf den Zweig, und, um das gemeine Volk desto mehr zu betrügen, benezt er ihn mit seinem Blut, welches er durch einen Schnitt aus seinem Körper fließen läßt. Die übrigen fangen ihre Beschwörungen und verstellte Zaubereyen von neuem an; hierauf lassen sie das Tuch wieder fallen, und gehen wieder zu ihren andern Gaukelpossen. Dieses Blendwerk wiederholen sie in einer Zeit von etlichen Stunden fünf bis sechs mal, und stecken immer einen Zweig, der grösser als der vorhergehende ist, in die Erde, bis sie zuletzt einen Zweig, der drey bis vier Schuh hoch ist, mit seinen Früchten zeigen. Nunmehr ist der Baum aus dem Kern gewachsen, und jederman, der es glaubt,



bewundert die Geschicklichkeit dieser Taschen-
 spieler. Als ich es das erstemal sahe,
 wollte ich nahe zum Zelt hingehen, um es
 desto besser beobachten zu können; aber sie
 erlaubten mir es nicht. Ich sagte: weil
 ich nicht nahe hinzu dürfte, so sollten sie
 auch nicht hingehen; dieses geschah eben
 so wenig, denn hiedurch würde aus ihrer
 ganzen Operation nichts geworden seyn.
 Ich ließ sie also machen, was sie wollten;
 befahl aber zugleich zween von meinen Knech-
 ten, die das Spiel mit ansahen, daß sie
 auf alles genau Achtung geben sollten, und
 ich that es auch. Dieses Gaukelspiel,
 mit dem wachsenden Baum, habe ich an
 mehreren Orten gesehen, und es war im-
 mer das nemliche. Dieses Urtheil muß
 man von allen Gaukelen der indianischen
 und persischen Taschenspieler fällen. An
 Fleiß und Behendigkeit übertreffen sie die
 europäischen weit, und sie machen in der
 That vortrefliche Kunststücke. Zu Col-
 conda habe ich vier Weiber gesehen, da im-
 mer eine der andern gerade auf den Schul-
 tern stand; die vierdte, welche zuoberst
 stand, hatte noch dazu ein Kind im Arm,
 und diejenige, welche die andern trug, lief
 damit

Damit geschwind davon. Die zweyte war der ersten auf die Schultern gesprungen, und die beyden andern auf einen Baum, und von da auf die Schultern gestiegen. Herr Carron, ein Mann, der Indien sehr genau kannte, erzählte mir einige der vornehmsten Taschenspielerkünste der Chinesen und Japanen, welche diese Kunst auf das höchste treiben. Er versicherte mich, daß sie ein Kind in die Luft würfen, und stückweis wieder herunter fallen ließen, jezo ein Bein, hernach das andere, und so alle Glieder, bis zuletzt auch der Kopf nachkommt. Sie legen darauf die Gliedmaßen zusammen, und ehe man sich es versteht, so steht das Kind wieder ganz, munter und gesund vor den Augen, wie vorher. Wenn jemals etwas fabelhaft gelautet hat, so ist es diese Erzählung, man müste denn annehmen, daß die Gegenstände auf eine unmerkliche Art verändert, und die Zuschauer durch Behendigkeit getäuscht worden sind. Alle der gleichen Dinge, die wol mancher für Teufelskünste hält, erkennt man, wenn man sie genau beobachtet, als lauter Betrug, und die Zauberey verschwindet, so bald man sie in der Nähe sieht.

Hasard.



Hazardspiele, die die Perser in ihrer Sprache *Taum* nennen, sind durch ihre Religion verboten, und die Policey unterstützt das Verbot, welches jene auf die Glückspiele gelegt hat, dadurch, daß sie dergleichen Spieler bestraft. Der Meschel *darbaschi*, einer von den vornehmsten Cronbedienten, der auch die Aufsicht über die öffentlichen Huren in *Ispahan* hat, und den Tribut von ihnen einnimmt, bekommt auch die Strafen, die von den Glückspielern eingehen. Man kann an den Persern sehen, wie leicht es ist, sich vom Spielen zu enthalten, wenn man einmal einen festen Entschluß dazu gefaßt hat: überhaupt zu reden, spielen sie gar nicht, ob sie gleich das Spiel nur für eine geringe Sünde halten; im Gegentheil aber sind sie dem Wein desto mehr ergeben, ob er ihnen gleich durch ihre Religion sehr streng verboten ist. Einige Gesetzlehrer geben die Entscheidung, daß die Glückspiele nur alsdenn verboten wären, wenn man um Geld spielte, außerdem aber, wenn es zum bloßen Zeitvertreib geschähe, sey es erlaubt: aber die Sache kommt auf eines hinaus, weil man bloß Glückspiele niemals spielt, als um

etwas

etwas zu gewinnen, es sey auch noch so wenig. Unter den gemeinen Leuten giebt es auch Charten, die man Ganjaphe nennt. Sie sind von Holz, und ganz artig gemahlt. Man spielt mit achtzig Charten, und acht Farben. Ihre Spielart ist sehr dumm und ohne alle Erfindung. Außerdem haben sie Würfelspiele, und Ballspiele, ein Spiel mit kleinen Steinen, die sie bald in eine Grube zusammen treiben, bald in die Höhe werfen, und sie wieder auffangen. Aber unter hundert Personen ist kaum einer, der diese Spiele spielt, und dies nur unter der geringsten Sorte von Menschen. In den Kaffeehäusern spielt man Trietrae, und ein Spiel mit Muscheln, das unter den Türken sehr üblich ist, und welches die Armenier aus Europa nach Persien gebracht haben. So haben sie auch ein Spiel mit Eiern, welches um die Zeit des neuen Jahres sehr üblich ist. Sie machen sie von allerhand Farben, goldene und gemahlte, wovon das Stück oft auf zwey Pistolen kommt. Sie haben Eyer, an denen die Schale viel härter ist, als sonst gewöhnlich, indem sie ein geheimes Kunststück haben, solche hart zu machen. Ei-

nige



nige wenige Standspersonen spielen auf dem Schachspiel. Sie halten zwar dieses Spiel, so wie auch die andern, für verboten, glauben aber nicht, daß man sich damit verunehre. Die Steine sind sehr simpel, und anstatt eines Bretes bedienen sie sich eines Tuchs, auf welchem die Vierecke von Lacken aufgenähet sind. Ueber dieses Spiel, dessen Erfindung und Ableitung der dabey üblichen Wörter, wird unter den Persern häufig disputirt. Die Perser behaupten, daß dieses Spiel eine Erfindung ihrer Vorfahren sey, und wirklich, die Worte, welche dabey vorkommen, sind aus der alten persischen Sprache. Sie nennen es Sedreng, welches eigentlich so viel als hundert Gedanken, oder Mühe, bedeutet, weil man alle seine Gedanken darauf wenden muß. Andere nennen es Schetreng, welches eben das ist, denn im Persischen wird das S und Sch gar häufig mit einander verwechselt. Schetreng aber bedeutet eigentlich die Angst, den Schmerzen des Königs, weil am Ende des Spiels der König in die Enge getrieben wird. Schachmat heist eigentlich: der König ist in einer Verlegenheit, woraus er sich nicht helfen kann.

fann. Die Perfer achten dieses Spiel sehr hoch, und sagen, daß derjenige, welcher dieses Spiel gut spielen könnte, im Stande sey, die ganze Welt zu regieren. Wenn nach ihren Begriffen dieses Spiel recht gespielt werden soll, so muß eine Parthie drey Tage lang dauern. Man sieht auch wirklich bey ihnen Leute ganze Tage lang bey diesem Spiele sitzen.

Von dem Gesang und dem Tanz, in gleichen von der Musik der Perfer, werde ich zu einer andern Zeit reden. Die gegenwärtige Materie will ich mit der Beschreibung einer sehr feyerlichen öffentlichen Lustbarkeit in Persien, beschliessen. Man nennt es das Fest des Schatirs, d. i. des Laufers, oder königlichen Bedienten, der, wenn er in den Dienst des Königs aufgenommen wird, gleichjam sein Meisterstück macht. Er muß von dem Thor des königlichen Pallastes bis zu einer gewissen Säule aufferhalb der Stadt, welche von dem königlichen Pallast anderthalb französische Meilen entfernt ist, in einem Tage, zwischen Aufgang und Untergang der Sonne, zwölfmal laufen, und jedesmal einen Pfeil von



von da holen, und nach Hof bringen. Jeder Schatir muß vor seiner Aufnahme eine solche Probe ablegen. Als der König Soliman den Thron bestieg, so zeigte man ihm alles in seiner größten Pracht; und da man ihm auch von dieser Feyerlichkeit eine weitläufige Beschreibung gemacht hatte, so fahl er, daß sie auch damals, so prächtig als es möglich war, gehalten werden, und man weder Kosten noch Mühe sparen sollte. Diese Feyerlichkeit wurde auf den 26. May 1661. angesetzt, als welchen Tag die Sterndeuter für den glücklichsten hiezu bestimmt hatten. Der General der Musketairs, welcher damals der Günstling des Königs war, hatte den Schatir, der sein Probstük machen sollte, den Tag vorher dem König vorgestellt; und der König versprach ihm, ihn in seine Dienste zu nehmen, wenn er seine Probe vollständig ablegen würde. Zum Beweis seiner Gnade gab er ihm sogleich eines von denjenigen Ehrenkleidern, die man in Persien Calate nennt, zugleich auch die Erlaubnis, seinen Lauf schon des Morgens um vier Uhr anzufangen. Er gab ihm also aus besonderer Gnade eine Stunde zu; denn nach der

Ord-



Ordnung sollte er bey Aufgang der Sonne anfangen zu laufen. Zugleich wurde den Einwohnern der Hauptstadt Persiens der Befehl gegeben, ihre Häuser mit Tapeten zu behängen, die Kramläden aufzuputzen, und die Strassen, längs dem Weg, wo der Schahir laufen sollte, zu begießen. Alles dieses wurde mit der größten Pünktlichkeit vollzogen, und des Morgens bey Anbruch des Tages war alles fertig. Der grosse Platz vor dem königlichen Pallast war geäubert, als wie ein Saal, in welchem ein Ball sollte gehalten werden. Vor dem grossen Portal war ein Zelt aufgeschlagen, welches achtzig Schuh lang, dreysig breit, und nach Verhältnis hoch war. Es ruhet auf vergoldeten Zeltstangen, und war so aufgezo- gen, daß man unter demselben, sowol die freye Aussicht gegen das Portal des Pal- lastes, als auch auf die Seite des Platzes hatte, wo der Käufer seinen Weg hinnahm. Das Zelt war inwendig mit den schönsten seidnen Zeugen ausgeschlagen, und der Fuß- boden mit einer reichen Tapete, aus einem Stück, mit brocadenen Feldern, belegt. An den Zeltstangen hiengen von oben bis

R., n. Persien, II. Th. Zi unten



unten Federbüsche, und diejenigen Auffätze, die die Diener des Königs auf den Köpfen zu tragen pflegen, ingleichen auch Gürtel mit Schellen, die sie umbinden, um sich in Munterkeit zu erhalten. Auf der einen Seite stand ein Schenktisch mit goldenen und mit Edelsteinen besetzten Trinkgeschirren zu allerhand Arten von Getränken, auf der andern stunden goldene Schüsseln mit allerhand Zuckerwerk und trockenen und flüssigen Konfituren. Zehen bis zwölf königliche Bediente, die alle miteinander reiche Kleider, ein jeder von verschiedener Farbe und verschiedenem Zierath, an hatten, (denn in Persien weiß man von Livreen nichts,) machten die Ehre vom Gezelt; sie empfingen, gleichsam als die Herrn dieser Feyerlichkeit, alle diejenigen, die vermög ihres Standes die Erlaubnis hatten, in das Zelt zu kommen, und zeigten ihnen solches. Die königlichen Thürhüter stunden an der Thüre des Gezelts, und die Garde hatte den Platz und alle Zugänge reihenweis besetzt. Gegen dem grossen Portal über stunden neun Elephanten in einer Reihe, die mit reichen Decken, und so vielen Ketten, Fusschellen und andern Zierathen von gediegenem Silber belegt waren.

ten,



ren, daß andere Thiere unter der Last würden erlegen seyn. Jeder Elephant hatte seinen Regierer, der nach indianischer Art kostbar gekleidet war. Der größte Elephant war angeschirrt, und auf seinem Rücken stand ein ofner Thron, anstatt des gewöhnlichen Sitzes, auf welchen sich der König setzen sollte. Dieser Thron war so groß, daß sich der König die Länge lang darauf legen konnte. An einer von denjenigen Säulen, auf welchen die Decke des Thrones ruhte, hiengen Bogen, Schild und Pfeile. Auf der Mittagsseite des Platzes stunden auf der einen Seite diejenigen wilden Thiere, die zur Jagd abgerichtet waren, Löwen, Panther, Luchs und Tiger; auf der andern diejenigen, die zum Gefecht gebraucht wurden, Büffelochsen, Stiere, Wölfe und wilde Schweine, wovon jedes am Hals verschiedene kleine Säcke hängen hatte, in welchen Amulette oder beschriebene Papiere befindlich waren, die als Verwahrungsmittel gegen allerhand widrige Zufälle dienen sollten. Die Mahomedaner haben die Gewohnheit, dergleichen Zettel nicht nur selbst an sich zu haben, sondern sie hängen sie auch ihren Weibern



und Kindern, ihren Thieren, auch andern fogar leblosen Dingen, an. Man sieht oft, daß dergleichen Dinge ganz mit Amuletten bedekt sind. An der nördlichen Seite des Platzes befanden sich diejenigen Personen, die zu öffentlichen Lustbarkeiten und zur Pracht bestimmt sind, nemlich: Seiltänzer, Tänzerinnen, Bediente, die im Tanzen unterwiesen waren, allerhand Gaukler und Poffenmacher, Taschenspieler, Fechter, Marionettenspieler, und dergl. Auch waren in verschiedenen Ordnungen in gewissen Zwischenräumen Truppen von allerhand Musikanten gestellt. Die guten Schatir, oder Bediente, können auch alle miteinander tanzen und Luftsprünge machen, besonders diejenigen, die bey den Grossen in Diensten sind. Diese lassen sie darinnen unterrichten, damit sie sie hernach als Tänzer zu ihrem Vergnügen brauchen können. Denn in Orient wird das Tanzen unter die unehrbarren Verrichtungen gerechnet, und es giebt sich sonst niemand als nur die öffentlichen Huren damit ab. Diese Tänzerinnen leben von den übrigen Mahomedanern abgesondert, und wenn man sie verlangt, so kommen sie in die Häuser um zu tanzen.

Auf



Auf diese Art war der grosse Platz ausgeziert. Die Strassen, durch welche der Schatir laufen musste, waren meistens Bazars, oder bedeckte Marktplätze, und auf das vortreflichste ausgeziert. Die Läden waren zum Theil mit reichen Stoffen behängt, zum Theil waren sie mit allerhand Waffen und untermischten Fahnen, wie Zeughäuser, ausgeschmückt. So oft der Schatir durch eine Strasse laufen sollte, wurde solche mit Wasser besprengt, und kurz vorher, ehe er kam, mit Blumen bestreut. In den Vorstädten, und ausser der Stadt, bis an den Ort, wo der Schatir die Pfeile holen musste, waren Zelte aufgeschlagen. Ein Corps Indianer, von zwey bis drey tausend Mann, stand an einem Ort; an dem andern eine gleiche Anzahl Armenier; die Feueranbeter stunden auch an einem Ort beisammen, auch die Juden hatten ihren besondern angewiesenen Platz. Jederman beflissigte sich, die strengste Ordnung zu beobachten, jederman beiferte sich, dem König zu gefallen; denn auf seinen Befehl waren alle diese Anordnungen gemacht worden. Vor den Häusern der vornehmen Herrn, wo der Weg vorbeigien,



gieng, waren Tische mit Rauchpfannen, wohlriechenden Wassern, und Schüsseln mit allerhand Konfituren, besetzt. Endlich war der ganze Weg auf beyden Seiten mit musikalischen Instrumenten, Cimbeln, Trompeten und dergl. besetzt, welche sich wechselsweis hören ließen, wenn sie den Laufer von weitem sahen.

Der Schatir, der sein Probestück machen sollte, war im Hemd, mit einem bloßen zarten Tuch von Silberstük, um den Unterleib. Ueber dem Oberleib hatte er ein zusammengelegtes leinenes Tuch, welches ihm in Form eines Andreas - Kreuzes über den Magen gieng, und die Brüste und das Nitz zusammen hielt; zwischen den Beinen gieng eben ein leinenes Tuch hindurch, welches fest an lag. Beydes war mit einem Gürtel um den Leib befestigt. Die Arme, Hinterbacken und Schenkel waren nackend, und mit einer hochgoldfarbigen Salbe bestrichen, welche aus Rosenwasser und Muskat - und Zimmetöl verfertigt war. An den Füßen hatte er nichts als diejenige Art von Schuhen, die in Persien die Bediente zu tragen pflegen, und ob er gleich keine Strüm-

Strümpfe an hatte, so hatte er doch Kniebänder. Auf dem Kopf hatte er eine Mütze, die ihm bis an die Ohren in den Kopf gieng, auf welcher drey bis vier kleine Federn, die so leicht als der Wind waren, steckten. Auf der Mütze, am Hals, an den Armen, auf dem Magen, hatte er Amulette hängen. Dies war die Kleidung des Schatirs.

Bei einem jeden Gang, oder vielmehr Lauf, den er that, um auf die oben genannte Art einen Pfeil zu holen, hatte er eine ansehnliche Begleitung. Sechszehen bis zwanzig Bediente von vornehmen Herrn liefen zu Fuß vor ihm und zur Seite her, welche sich nach dem Zug, den er nahm, unter einander ablöseten. Vor ihm ritten ohngefähr zwanzig bis dreißig Reuter, und unter diesen auch sehr vornehme Herrn, welche zwey hundert Schritte weit, theils zur Pracht, theils um Platz zu machen, voraus ritten. Ein Courier, der besonders vom König dazu verordnet war, folgte ihm bei einem jeden Lauf hinten nach, um ein Zeugnis abzulegen, wie er sich jedesmal betragen habe. Alle Augenblick sprizte man ihm wohlriechendes Wasser zur Erfrischung



in das Gesicht, auf die Arme, Schenkel, und andere bloße Theile des Leibes. Man machte unaufhörlich aus gleicher Absicht hinter ihm und zur Seite Wind, und alles dieses mit solcher Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, daß, obgleich der Weg jedesmal voller Leute war, sowohl zu Fuß als zu Pferd, er dennoch niemals eine Person im Wege fand, die ihm hinderlich gewesen wäre. Alles ertönte von seinem Lobe, tausend gute Wünsche wurden für ihn gethan, man rufte Gott und die Heiligen mit einem Geschrey an, daß die Luft davon erschalle; die vornehmen Herrn, die ihn begleiteten, versprachen ihm Geld und Ehre; alles dieses förderte seine Geschwindigkeit, Munterkeit und Stärke. Er mußte entzückt und bezaubert werden, wenn er die Harmonie und das angenehme Geräusch um sich her hörte. Bey der Säule, die das Ziel seines Laufs war, und wo die Pfeile, die er holen mußte, in einer Binde staken, war ein Gezelt aufgeschlagen, welches halb so groß war als dasjenige, welches vor dem Portal des königlichen Pallastes stand; übrigens eben so geschmückt und ausgeputzt war, als jenes. Da der Laufer

daß



Das erstemal vor dem königlichen Pallast
vorbey lief, so machte er allerhand Sprün-
ge, und Bewegungen mit den Armen, als
wenn er fechten wollte. Dieses that er,
um sich in Arthem zu setzen. Bey dem
ersten Lauf kehrte er sogleich wieder um,
ohne sich im geringsten aufzuhalten; bey
den folgenden aber ruhete er allemal ein
wenig aus, um zu verschrauben. Als
er in das Zelt kam, wo die Pfeile waren,
so ergriffen ihn zwey der stärksten Bedienten
beym Arm, und setzten ihn, so lang als
man ein Vater unser betet, auf eine Ta-
pete; sie gaben ihm ein wenig Sorbet,
oder andere Herzstärkung, in den Mund,
oder hielten ihm etwas zu riechen vor die
Nase; zugleich bekam ein anderer Bediente
aus den Händen eines königlichen Officiers
einen von diesen Pfeilen, und steckte ihm
denselben auf den Rücken. Diese Pfeile
waren einen Schuh lang, und etwas dik-
ker als eine Schreibfeder, und hatten an
dem einen Ende eine kleine Quaste. Die
ersten sechs Gänge verrichtete dieser Laufer
in sechs Stunden, bey den folgenden aber
brauchte er mehr Zeit. Die vornehmsten
Herrn am Hofe begleiteten ihn nacheinander



bey einem jeden Lauf, wie ich bereits schon bemerkt habe. Scheik-ali-can, Statthalter der wichtigen Provinz Farsistan, welcher damals bey dem Könige in grossen Gnaden stand, machte den Lauf fünfmal mit ihm, ob er gleich acht und sechzig Jahre alt war, und nahm jedesmal ein frisches Pferd. Der oberste Staatsminister, ein Herr von gleichem Alter, begleitete ihn drey mal; der Nazir, oder Hofmeister, von eben dem Alter, that den Ritt nur zweymal, weil ihn die Geschäfte des Königs abrusten. Aber doch dem Könige seine Ergebenheit zu bereigen, so mußte sein einziger Sohn, ein junger Herr von zwey und zwanzig Jahren, und schön wie ein Engel, den Ritt zwölfmal mit ihm thun; dieser war also von des Morgens vier Uhr an bis des Abends um sechs Uhr ohne Unterlaß unter dem größten Geräusch zu Pferde, ohne etwas zu sich zu nehmen, als nur ein wenig Herzstärkung. Ich begleitete ihn in dem siebenten Lauf, da er wegen der Sonnenhitze, und des grossen Staubes, wo er durch mußte, anfing matt zu werden: und dennoch mußte ich beständig im Gallop reiten. So oft er auf den



Den königlichen Platz kam, so entstand ein solches Geschrey und Getös, und Lermen von den musikalischen Instrumenten, besonders von den Cimbeln, daß ich dergleichen mein Lebtag nicht gehört habe; ja man sagt, daß man solches drey französische Meilen weit gehört habe. Da der neue Schatir das sechstmal lief, kam der König an die Thüre des Zeltes, sowol um ihn zu sehen, als auch Muth einzusprechen. Bey dem achtenmal trug man in dreyßig Schüsselfn von gediegenem Gold die herrlichsten Speisen in dem Gezelt auf, um damit die Bedienten des Königs zu traktiren. Drey Stunden nachmittag erschien der König an den Fenstern eines der Nebengebäude, welche an den königlichen Pallast stossen; und hierauf nahmen die Lustbarkeiten, wozu die vorhergehenden Tage die Vorbereitungen waren gemacht worden, ihren Anfang. Jeder sahe nur auf sich, ohne sich um die Zuschauer zu bekümmern. Die wilden Thiere fiengen ihr Gefecht an; die Tänzer und Tänzerinnen ließen sich in verschiedenen Haufen; jeder für sich, sehen; Seiltänzer und Luftspringer zeigten ihre Geschicklichkeit, und die Taschenspieler ihre Künste; auch
die



die Ringer und Fechter setzten sich in Bewegung. Alle diese öffentliche Spiele und Leibesübungen, die unter einander zu gleicher Zeit angestellt wurden, machten ein wunderbares Gemisch unter einander; niemand wußte, wo er seine Augen zuerst hinwenden sollte: doch zogen die Gefechte der wilden Thiere die Aufmerksamkeit des gemeinen Hauens am meisten auf sich; besonders gefiel ihnen der Kampf der Löwen und Panterthiere gegen die Stiere, nicht weniger das Gefecht der Wölfe und Hahne. Das Gefecht des Hornviehes gegen einander ist nicht bey allen gleich. Die Büffelochsen gehen mit den Hörnern auf einander los, und stoßen so lange gegen einander zu, bis der eine gänzlich überwunden, oder in die Flucht gejagt ist; die Böcke nehmen einen Zulauf von zehn bis zwölf Schritten, und stoßen alsdenn mit solcher Heftigkeit einander auf die Stirne, daß man den Schlag fünfzig Schritte weit davon hört. Sie springen hierauf eben so weit wieder zurück, und fangen aufs neue an gegen einander zu stoßen: und diese Kurzweil treiben sie so lange, bis der eine entweder zu Boden gestossen ist, oder ihm das Blut aus dem Kopf schießt.

Was



Was die Wölfe anbelangt, so stellen sie sich auf die hintere Füße, und packen einander beym Leibe an; sie balgen sich so lange mit einander, bis man sie von einander reißt. Da dieses Thier sehr schwerfällig ist, so muß man es erst in Wuth setzen, ehe es den Kampf anfängt; man thut dieses auf folgende Art. Man bindet ihn an dem einen Fuß mit einem langen Seile an, darauf zeigt man ihm in einer gewissen Ferne ein Kind, oder einen kleinen Knaben, und läßt ihn dagegen loß. Der Wolf springt auf das Kind zu, in der Meinung, solches zu verschlingen; aber in dem Augenblick, wenn er über das Kind herzufallen gedenkt, ziehet man das Seil zurück; man läßt ihn wieder ein wenig vorwärts, und ziehet ihn wieder zurück: man treibt dieses Spiel so lang bis der Wolf hitzig wird, sich auf die hintere Füße stellt, und anfängt zu brummen. Wenn er nun so wüthend ist, als man ihn haben will, so läßt man ihn alsdenn gegen seinen Gegner, einen andern Wolf, den man eben so behandelt hat, loß. Von dem Gefecht der übrigen Thiere selbst will ich hier weiter nichts reden, sondern ich will die

Erzäh-



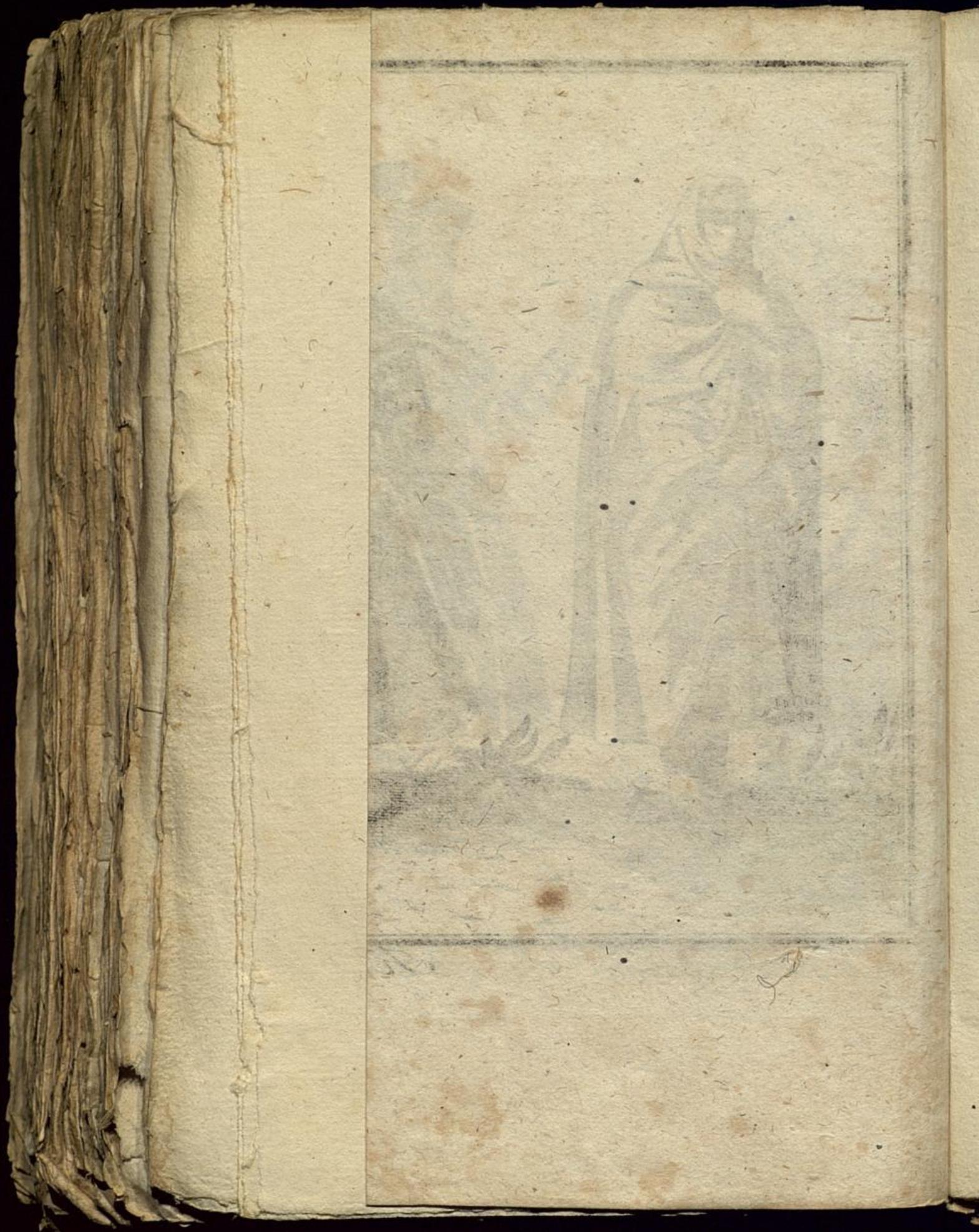
Erzählung von dem Feste des Schatirs vollends zu Ende bringen. Um fünf Uhr des Abends stieg der König zu Pferd, und ritt ihm entgegen. An dem Thore der Vorstadt begegnete er ihm. Da er den König kommen sahe, nahm er ein Kind, das auf einem Kramladen saß, und setzte es auf seine Schultern, um zu zeigen, daß er noch gar nicht abgemattet sey. Hierüber verdoppelte sich das Freudengeschrey. Im Vorbeygehen befahl der König, daß man ihm ein Calaat, oder königliches Ehrenkleid, vom Kopf bis auf die Füße, welches fünfhundert Tomans, oder 22500. französische Pfund werth war, geben sollte, und machte ihn zum Haupt der Schatir, welches eine sehr einträgliche Stelle ist. Alle Grossen des Reichs schikten ihm gleichfalls Geschenke. Und dennoch sagte man, daß er seine Sache nicht gut gemacht habe, weil er zur Abholung der Pfeile nicht zwölf, sondern vierzehn Stunden gebraucht hätte. Zu den Zeiten des Königs Sefy soll es ein Bedienter in zwölf Stunden verrichtet haben. Wahrhaftig! ein hübscher Lauf, in Zeit von zwölf Stunden sechs und dreißig französische Meilen weit zu laufen.

XIV.



Kleidung der Weibspersonen in Persien







XIV.

Von der Kleidung und dem Haus-
geräthe der Perser.

Die Kleidung der Morgenländer ist der Mode nicht, so wie bey uns, unterworfen. Sie ist immer nach einerley Art gemacht, und wenn man die Klugheit einer Nation nach dem beständigen Gebrauch einerley Art von Kleidung beurtheilen kann, so muß man die Perser als eine der klügsten Nationen des Erdbodens loben; denn ihre Kleidung ist immer die nemliche, ohne Veränderung der Farbe, des Stoffs, und der äussern Beschaffenheit. Ich habe in dem königlichen Schatz Kleidungsstücke des Camerlans gesehen, die, ohne alle Veränderung eben so beschaffen waren, als wie die Kleidung des gegenwärtigen Zeitalters.

Ich habe auf beygefügtten Kupfertafeln die Kleidung, sowol der persischen Manns-
als



als Weibspersonen abgezeichnet, damit man sich aus der bildlichen Abzeichnung leichter eine Vorstellung davon machen möge, als durch bloße Beschreibung. Die Mannspersonen tragen keine Beinkleider wie wir, sondern nur eine Art gefütterter Unterhosen, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen, die aber vorne nicht offen sind, dergestalt, daß man sie ganz auflösen muß, wenn man das Wasser abschlagen will. Man bemerkt, daß hier die Mannspersonen ebenso, wie die Weibspersonen, sich ganz niedersezzen, wenn sie ihre Nothdurft verrichten wollen. In dieser Positur lösen sie ihre Unterhosen auf, ziehen solche ein wenig herunter, und wenn sie dieses Geschäfte verrichtet haben, so stehen sie auf und binden sie wieder zu. Die Hemder der Perser sind lang, und gehen bis über die Knie herunter. Sie stecken solche nicht in die Hosen, sondern tragen sie über denselben. Diese Hemder sind in der Gegend der rechten Brust bis auf den Magen offen, und unten haben sie, wie unsre Hemder, an beyden Seiten Einschnitte; sie haben auch keinen Halskragen; sondern nur eine bloße Rath, wie die Weiberhemder in Europa.

Frauen-



Frauenzimmer, auch oftmals Mannspersonen, besetzen ihre Hemder oben an dem Ausschnitt, manchmal Fingerbreit, mit Perlen. Weder Manns- noch Weibspersonen tragen etwas um den Hals. Die Mannspersonen haben über dem Hemd eine baumwollene Weste, welche vorne über dem Magen zusammen geht, und bis an die Knie herabhängt; über derselben haben sie einen weiten Kof, den sie Cabai nennen, in der Form, wie bey uns etwa die Schlafrocke zu seyn pflegen; dieser Kof ist oben eng, und über dem Magen übereinander geschlagen; das untere Theil ist unter dem linken Arm und das obere unter dem rechten Arm fest gemacht. Dieser Kof ist rings herum ausgeschweift, wie man in der Zeichnung sehen kann. Die Ermel sind eng und liegen platt an dem Arm an; weil sie aber nach dem Maase des Arms viel zu lang sind, so werden sie an dem Oberarm in Falten gelegt und an dem Gelenke über der Hand zugeknöpft. Die Cavaliere tragen Cabai nach Georgischer Manier, welcher von den gewöhnlichen in nichts unterschieden ist, als daß er über dem Magen offen steht, und mit Schnüren und Knöpfen zusammen-

R.n.Persien. II.Th. K f



sammengezogen ist. Obgleich die Weste in der Gegend der Nieren fest anliegt, so binden sie sie doch noch mit etlichen Gürteln feste. Diese Gürtel bestehen aus kostbaren reichen doppelt zusammengelegten Zeugen, gehen zwey bis drey mal um den Leib herum, und sind ohngefähr vier Finger breit. Durch dieses Zusammenziehen des übereinander geschlagenen langen Rocks entsteht vorne auf dem Magen eine Art von Taschen, in welchen man alles, was man bey sich hat, eben so sicher verwahren kann, als wir in unsern Hosensäcken. Ueber dieses lange Kleid ziehet man den Rock, der von zweyerley Art ist, entweder kurz und ohne Ermel, (diesen nennt man Curdy,) oder lang und mit Ermeln, und dann heist er Cadebi. Beyde trägt man zu verschiedenen Jahreszeiten. Diese Oberrocke sind eben so, wie das lange Unterkleid, unten weiter als oben, wie die Glocken. Man macht sie von Tuch, von Gold-Brocad, von starkem Atlas, und besetzt sie mit Spizzen, goldenen und silbernen Borden, oder man stift sie. Einige sind mit Zobelpelz gefüttert, andere mit Tartarischen oder Bactrianischen Hammelspelzen, die viel feiner sind als Menschen-

schen-



schenhaare, und so kraus wie die kleinen Fäserchen. Man kann keine schönere und wärmere Fütterung haben, als diese Ham- melspelze. Von eben dem Pelzwerk, wo- mit diese Köpfe gefüttert sind, ist auch auswärts die Verbrämung; diese hängt vom Hals bis auf den Bauch, wie eine Palatine, herunter; unten gehen sie zu- sammen, und haben eine Reihe Knopflöcher, mehr zum Stat, als zum Gebrauch; denn man knöpft sie niemals zu. Die Perser tragen auch Strümpfe von Tuch, die, wie ein Sack, von gleicher Weite, und nicht nach der Figur der Beine geschnitten sind. Sie gehen nur bis an die Kniee, und werden unter denselben zugebunden. Auf die Ferse legt man ein Stück rothes Le- der, welches fein zusammen genähet ist, damit der Absatz des Schuhs, welcher scharf ist, den Fuß nicht drücke, oder die Strümp- fe zerreiße, welches sonst in wenigen Ta- gen geschehen würde. Ehemals hat man in Persien von Strümpfen gar nichts ge- wußt; man hat sie erst durch die Armenier und die nach Persien handelnde Europäer kennen lernen. Vor Zeiten hat selbst der König, so wie noch jezo die Soldaten,



Fuhrleute, Knechte, Bauern und andere gemeine Leute thun, die Beine mit einem sechs Finger breiten und vier bis fünf Ellen langen Tuch umwickelt, so wie man bey uns die Kinder umwickelt. Diese Art der Fußtracht ist besonders für Arbeitsleute sehr bequem; man macht sie dicht oder leicht, nach dem es die Jahreszeit erfordert, und die Beine werden dadurch geschlossen gehalten. Ist diese Binde naß oder schmutzig, so braucht man nur einen Augenblick Zeit, um sie wieder zu trocknen, oder zu säubern. Im Winter umwickelt man die Füße eben so wie die Beine, im Sommer aber tritt man barfuß in die Schuhe. Die Schuhe der Perser sind von verschiedener Art, aber darinnen kommen sie alle miteinander überein, daß sie ohne Laschen, und an den Seiten nicht offen sind. Die Sohlen werden da, wo die Fußsohle aufsteht, mit kleinen Nägeln beschlagen, damit sie desto länger dauern. In der beygefügtten Zeichnung siehet man unter andern, wie die Schuhe der Vornehmen beschaffen sind; sie sind fast wie Weiberpantoffeln, damit man sie desto leichter ausziehen kann, wenn man in ein Zimmer tritt,

tritt, weil die Fußböden mit kostbaren Teppichen belegt sind. Diese Schuhe sind von grünen Schagrin, oder auch von andern Farben. Die Sohle ist dünn wie Pappdeckel, aber das Leder daran ist ganz vortreflich. Nur diese Art von Schuhen haben Absätze, die übrigen sind unten ganz platt. Bey einigen sind die Oberschuhe von Leder, bey andern sind sie von Baumwolle gestrikt, wie unsere Strümpfe, aber nur viel stärker. Diejenige Art von Schuhen, die man Bedienten-Schuhe nennt, sitzen sehr fest, und der Fuß wankt niemals darinnen; allein man kann sie ohne Hülfe eines Schuhziehers nicht an den Fuß bringen, daher die Bedienten jederzeit eine solche Maschine von Eisen, oder harten glatten Holz, in dem Gürtel stecken haben. Mit diesen Schuhen laufen sie ausserordentlich geschwind. Arme Leute machen die Sohlen an ihren Schuhen von Cameelleder, weil es dauerhafter ist als jede andere Art von Leder; aber es ist sehr porös, und ziehet die Feuchtigkeit wie ein Schwamm in sich. Die Bauern machen ihre Sohlen von Lumpen, oder Abschnitteln von Tuch, welche sie neben und aufeinander reihen. Ob



gleich diese Sohlen über starken Fingersdick sind, so sind sie doch leicht, und man zerreißt sie nicht leicht. Man nennt sie Pabusch quive, d. i. Lumpen-Schuhe.

Der persische Turban, den sie Dulbend nennen, d. i. ein Band zum Umwickeln, und welches das Hauptstück der persischen Kleidung ist, ist so schwer, daß man nicht glaubt, daß es möglich sey, daß man ihn auf dem Kopf tragen könne. Es giebt ihrer, welche zwischen zwölf und funfzehn Pfunden wiegen. Die am leichtesten sind, wiegen doch die Hälfte von diesem Gewicht. Es wurde mir im Anfang sehr sauer, diesen Turban zu tragen. Ich beugte mich unter der Last, und nahm ihn ab, wo ich nur Erlaubnis hatte, solches zu thun; denn in Persien wird das Abnehmen des Turbans eben so angesehen, als wenn jemand bey uns in Europa die Perrücke ablegt. In dessen mit der Zeit gewöhnte ich mich daran. Die Turbane selbst sind von groben weissen Tuch gemacht, und dies ist gleichsam ihre Form; oben darüber aber sind sie mit feinen, seidenen, oder mit Gold durchwirkten Zeug umwickelt. Das Inwendige ist die

die



die Mütze, und das Auswendige die Umwickelung derselben. Die Priester haben gemeiniglich sehr feinen weissen Musselin über dem groben Tuch. Das Zeug, aus welchem der Turban besteht, ist an den beyden Enden mit allerhand Blumen durchwebt, die als eine reiche Borde, sechs bis sieben Finger breit, angelegt sind. Wenn man solches herumwindet, so macht man aus dem Blumen-Gewebe oben auf der Mitte des Turbans einen Busch, wie man aus der beygesetzten Figur sehen kann. Obgleich dieser Kopfschmuck an und vor sich schon schwer genug ist; so hat man dennoch unter dem Turban noch eine Mütze von baumwollenen gesteppten Tuch. Ohne Zweifel liegt in dem Klima von Persien der Grund, warum man den Kopf so wohl verwahrt; denn man kann überhaupt sagen, daß alle Gewohnheiten ursprünglich einen guten und nöthigen Grund haben. Anhaltende Gebräuche und Gewohnheiten sind nicht immer Folgen der Thorheit und des Eigensinnes. Das Klima ist ohnefehlbar, wo nicht die einzige, dennoch wichtigste Ursache von allen den besondern Erscheinungen, die man in den Sitten der Völker antrifft. In Persien



sien vermehrt man, überhaupt zu reden, den Magen stärker, als den Rücken; in Indien findet man gerade das Gegentheil. Hier ist man besonders darauf bedacht, den Nacken wohl zu bedecken.

Die Zeuge, aus welchen die Perser ihre Kleider verfertigen, sind Seide und Baumwolle. Die Hemden und Hosen sind von Seidenzeug. Die Westen und lange Röcke sind mit groben Tuch gefüttert, und mit Baumwolle ausgestopft, damit sie desto wärmer seyn möchten. Das Futtertuch muß deswegen grob und dünn geschlagen seyn, damit die Baumwolle desto fester anliege.

Weber in Persien, noch sonst in dem ganzen Orient, trägt man schwarze Kleider. Die schwarze Farbe ist ihnen so verhaßt, daß sie solche ohne Abscheu nicht ansehen können. Sie nennen sie nur inögemein die Farbe des Teufels. Zu ihren Kleidern brauchen sie, in einem jeden Alter, ohne Unterschied alle Farben, und es ist ein sehr angenehmer Anblick, wenn man in grossen Versammlungen, oder auf öffentlichen Plätzen, eine so bunte



bunte Menge von Leuten sieht, die alle Arten von Farben unter einander gemischt tragen.

Die Morgenländer haben in der Manier, ihren Bart wachsen zu lassen, verschiedene Moden. Die Perser halten die Haare am Kien und im Gesicht sehr kurz, so daß nur die Haut damit bedekt ist; allein ihre Geistlichen, und diejenigen, die den Schein einer besondern Andacht haben wollen, lassen ihn so lange wachsen, als es möglich ist. Der Maasstab von der Länge ihres Bartes ist dieses: sie ergreifen mit der Hand das Kien; was von dem Bart über die Hand herausgeht, schneiden sie ab. Kriegerleute aber, und alte Cavalier, tragen keinen andern Bart, als einen grossen Knebelbart, den sie auf beyden Seiten so lang wachsen lassen, daß sie ihn hinter die Ohren stecken können; das Uebrige vom Gesicht bescheeren sie. Ubas, der Grosse, pflegte den Knebelbart die Zierde des Gesichtes zu nennen, und gab seinen Soldaten mehr oder weniger Sold, nachdem ihr Knebelbart länger oder kürzer war. Die Perser halten die langen Bärte der Türken



für etwas abscheuliches, und nennen sie Besen des heimlichen Gemachs. Dieses ist die Art der persischen Kleidung, und man sagt, daß es noch die nemliche sey, welche Cyrus bey den alten Persern eingeführt habe, die in einem langen Kleide und einem Turban bestund.

Die Kleidung der Weibspersonen ist von der Mannspersonen ihrer in wenig Stücken unterschieden. Auch diese haben Heinkleider auf dem bloßen Leibe, die ihnen bis auf die Knöchel herabhängen; sie sind aber enger, dichter und länger, als bey den Mannspersonen, weil die Weiber keine Strümpfe tragen. An den Füßen haben sie eine Art von Halbstiefeln, die ihnen bis über die Knöchel gehen, und entweder von genehther Arbeit, oder aus Seidenzeug gemacht sind. Das Hemd, welches sie im Persischen Camis heißen, steht vorne bis an den Nabel offen. Ihre Westen sind länger, als der Mannspersonen ihre, und hängen ihnen bis auf die Fersen herunter. Der Gürtel, den sie tragen, ist sehr fein, und nur einen Zoll breit. Den Kopf haben



haben sie wohl verwahrt, und tragen darüber einen Schleier, der ihnen bis auf die Schultern herabhängt, wodurch der Hals und Busen bedeckt ist. Wenn sie ausgehen, so hängen sie einen grossen weissen Schleier über, der von dem Kopf bis auf die Füsse hängt, und das Gesicht und den ganzen Leib bedeckt; an einigen Orten lassen sie weiter nichts als die Augen frey. Das Frauenzimmer hat überhaupt vier Schleier; zwey tragen sie, wenn sie zu Hause sind, und über dieses noch zwey andere, wenn sie ausgehen. Der erste hängt ihnen über den Kopf, und geht hinterwärts zur Bierde über den Rücken. Der zweyte geht unter dem Kien zusammen, und bedeckt den Busen. Der dritte ist der grosse weisse Schleier, womit sie den ganzen Leib bedecken. Und der vierdte hängt in Form eines Halstruches über das Gesicht, und ist neben an den Schläfen befestigt. Dieses Tuch, so ihnen über das Gesicht hängt, ist in der Gegend der Augen wie Flor oder Spizzen, damit man hindurchsehen kann. Die Armenier haben sogar zu Haus den untern Theil des Gesichts bis über die Nase bedeckt, wenn sie verheyrahtet sind, so daß
sogar



sogar ihre nächsten Verwandten, und die
 Priester, die Erlaubnis haben, Besuche bey
 ihnen abzustatten, weiter nichts als nur
 einen Theil des Gesichtes von ihnen sehen
 können. Ledige Frauenzimmer aber tragen
 diesen Schleier nur bis an den Mund, so
 daß man noch so viel von dem Gesicht sehen
 kann, um von ihrer Schönheit zu urtheilen,
 und andern eine Beschreibung davon zu ma-
 chen. Die Bedeckung der Frauenzimmer
 mit einem Schleier ist zwar eine sehr alte
 Gewohnheit, wovon man bey den Ge-
 schichtschreibern hinlänglich Nachricht findet;
 allein, man kann nicht genau bestimmen,
 was der eigentliche Ursprung und Quelle
 dieser Gewohnheit sey, ob sich die Weiber
 aus Schamhaftigkeit, oder eiller Ehre,
 oder Stolz, ursprünglich derselben bedient
 haben, oder ob die Eifersucht der Männer
 Gelegenheit dazu gegeben habe. In Per-
 sien tragen weder Manns- noch Weibspers-
 onen Handschuhe; man weiß im ganzen
 Orient nicht, was dieses sey.

Der Kopfsuz der Frauenzimmer ist ganz
 einfach. Sie binden die Haare hinten
 am Kopf zusammen, und flechten sie in
 Zöpfe.



Zöpfe. Die Schönheit davon bestehet darinnen, daß die Zöpfe dick sind und bis auf die Fersen herabhängen; ist das natürliche Haar nicht lang genug, so verlängern sie es durch Kunst, indem sie Zöpfe von Seiden daran binden. Die Spitzen der Zöpfe besetzen sie mit Perlen, Edelsteinen, und andern goldenen oder silbernen Geschmeide. Unter dem Schleier haben sie nichts auf dem Kopf, als ein in Form eines Triangels ausgeschnittenes Stirnband; die Spitze davon ist über den Kopf gezogen, um den Scheitel zu bedecken, und ist über der Stirn mit einem schmalen Band befestigt. Diese Bürde hat man von allerhand Farben, sie ist sehr zart und leicht. Das Band aber ist gestift, oder mit Steinen besetzt, nach dem Stand und der Beschaffenheit der Personen, die es tragen. Dieses scheint die Tiara, oder das Diadem der alten Könige von Persien, zu seyn. Nur allein verheyrathete Frauenzimmer tragen sie, und daran erkennt man, daß sie eine Macht auf dem Haupte haben. Ledige Frauenzimmer tragen anstatt der Stirnbinden kleine Hauben. Wenn diese zu Hauße sind, so tragen sie auch keine Schleier.



Schleier, sondern lassen zwey Zöpfe von ihren Haaren über die Backen herabhängen. Ledige Frauenzimmer von Stand haben an ihren Hauben eine Schnur Perlen. In Persien schließt man die Mädchen vor dem sechsten oder siebenten Jahre nicht ein, sondern sie haben bis auf diese Zeit die Erlaubnis, mit ihren Vätern auszugehen und sich von jedermann sehen zu lassen. Ich habe Mädchen von einer bewundernswürdigen Schönheit gesehen. Man kann nichts schöner sehen, als den Hals und die Brust der persischen Mädchen. Auch vermöge ihrer Kleidungsart kann man den Wuchs derselben besser beobachten, als bey unsern Frauenzimmern.

Die schwarzen Haare werden von den Persern am meisten geschätzt, sowol auf dem Kopf und den Augenbranen, als auch am Bart. Augenbranen hält man besonders für schön, wenn sie groß und dick sind, so daß sie in der Mitte zusammen stossen. Die arabischen Frauenzimmer haben von dieser Art die schönsten Augenbranen. Hat eine unter den Persianerinnen Augenbranen von anderer als schwarzer Farbe,

Farbe, so färben sie sie so, daß sie zugleich grösser scheinen. Sie machen sich auch ein wenig unter den Augenbranen schwarze Schönflecken, nicht so gros als der Nagel am kleinen Finger, desgleichen auch eines von Violetfarbe in dem Grübchen am Kien. Das letztere vergeht niemals, weil es eingegraben ist. Sie reiben sich auch die Hände und Füße mit jener gelblichten Pomade, die man Hanna nennt, damit sie die Haut für dem Aufspringen verwahren. Unter dem Frauenzimmer wird die kleine Statur der grössern vorgezogen.

Der Puz des persianischen Frauenzimmers ist sehr verschieden. Auf dem Kopf tragen sie Nigretten von Steinen, die an dem Stirnband befestigt sind. Sind sie nicht sehr reich, so tragen sie anstatt der Bouquets von Steinen, Blumensträuße. Sie tragen sogar zuweilen Edelgesteine auf einem Band zwischen den Augenbranen; sie befestigen eine Schnur Perlen unter den Ohren, welche unter dem Kien hergeht. In einigen Provinzen tragen die Frauenzimmer auch Ringe an dem linken Nasenloch, welche,
wie



wie bey uns die Ohrenringe, herabhängen. Dieser Ring ist sehr dünne, aber doch so weit, daß man den Mittelfinger hinein stecken kann; unten daran hängen zwey runde Perlen mit einem runden Rubin. Weiber, welche Slavinnen sind, ingleichen auch ihre Töchter, tragen dergleichen Ringe, welche in einigen Provinzen so groß sind, daß man den Daumen durchstecken kann; aber zu Ispahan durchstechen sich die eingebornen Persianerinnen die Nasen nicht. In Caramanien machen es die Weibspersonen noch ärger. Sie lassen sich die Nase oben durchstechen, und tragen einen Ring in derselben, an welchem sie ein Gehäng von Steinen tragen, welches die eine ganze Seite der Nase ganz bedekt. Ich habe dergleichen zu Lar, der Hauptstadt dieser Provinz, und zu Ormus sehr viele gesehen. Ausser den Juwelen, welche die Persianerinnen am Kopf tragen, tragen sie auch zwey bis drey Finger breite Armbänder, die damit rings herum besetzt sind. Standspersonen tragen anstatt der Juwelen Perlen. Junge Mädchen haben gemeinlich nur goldene dünne Bleche um die Arme, so dick wie die Schürriemen, welche an dem Ort, wo sie

sie

ſie zuſammengehen, mit Steinen beſetzt ſind. Einige tragen auch eine Art von Schellen, welches aber nicht ſo gemein iſt. Anſtatt der Halsbänder tragen ſie goldene Ketten, oder Schnüre von Perlen, die von dem Hals bis an den Buſen herabhängen, an welchen unten eine Balsambüchſe hängt. Dieſe letztern ſind oft einer Hand groß. Die gemeinſten ſind von Gold, die andern aber ſind mit Edelſteinen beſetzt. Sie ſind durchbrochen und mit einer ſtark riechenden Kompoſition aus Moſchus und Ambra angefüllt. In Orient lebt man gleichſam von Wohlgerüchen wieder auf, anſtatt daß ſie uns in unſern kalten Gegenden beſchwerlich ſind. An keinem Ort in der Welt tragen die Frauenzimmer ſo viele Ringe, als in Perſien, ſo daß man im eigentlichen Verſtand ſagen kann, daß ihre Finger damit beſtändig beſetzt ſind.

Die perſiſche Kleidung iſt zwar an ſich betrachtet ſehr wohlfeil; indessen iſt kein Land in der Welt, worinnen der Stolz und der Kleiderpracht, ſowol von Manns- als Weibepersonen, höher getrieben wird, als in Perſien. Was die Kleidung der

R.u.Perſien. II.Th. §1 Manns-



Männspersonen anbelangt, so kann man keinen Turban, der nur ein wenig anständig ist, für weniger als funfzig Thaler haben; man hat ihrer, die auf zwölf bis funfzehnhundert Thaler zu stehen kommen: will man sauber gekleidet seyn, so muß man zum wenigsten drey bis vierhundert Livres darauf verwenden. Man kann zwar lange an einem Kleid haben; aber man muß doch mehrere haben, damit man damit abwechseln kann, und insonderheit ist es eine Gewohnheit in Persien, daß jederman am Neuenjahrstage, und an dem Hochzeitstage der nächsten Verwandten, neu gekleidet erscheine. Die langen Kleider kann man wohlfeil haben, für zwanzig bis fünf und zwanzig Thaler kann man schon ein schönes haben; allein das Kostbarste dabey ist, daß man alle Tage damit wechseln muß. Standespersonen tragen niemals eine solche Robe zwey Tage hintereinander, und wenn der geringste Tropfe, oder was es auch ist, darauf fällt, so ist das Kleid verdorben, und man muß augenblicklich ein anderes anziehen. Die Gürtel sind auch sehr theuer. Man legt deren insgemein zwey an; der eine ist von Brocad, und kostet

Kostet von zwanzig bis hundert Thaler; der andere ist von Cameelhaar, den sie über jenen tragen: die Arbeit an diesem ist so fein, daß er blynahe eben so viel kostet. Will man Marterpelze tragen, so kann man kein Oberkleid für weniger als dreytausend Livres haben, und will man es recht schön haben, so muß man doppelt so viel dafür bezahlen. Oft geht auf ein neues Kleid eine ganze Jahrbesoldung. Dieser übertriebene Pracht ist auch die Ursache ihres Verderbens: denn obgleich die Kleider sehr dauerhaft sind, so kosten sie dennoch in der ersten Auslage sehr viel. Die Hof- und Kriegsleute tragen ein Schwerdt und einen Dolch an der Seite; Geistliche aber, Gelehrte, Gerichtspersonen, Kaufleute und Künstler, nicht. Die Prinzessinnen vom königlichen Geblüt haben auch das Recht, einen Dolch zu tragen. Anstatt daß man in andern Orten der Verschwendung und dem übertriebenen Pracht Hindernisse in den Weg legt; so sucht man solche in Persien vielmehr zu befördern. Die Perser haben ein gemeines Sprüchwort: „Corbet ba leboš.“ Das ist: Die Ehre richtet sich nach der Kleidung.



Ich komme nun auf die Meubeln und das Hausgeräthe; hierinnen machen die Perser viel weniger Aufwand, als wir in den Abendländern. Der Fußboden ist erstlich mit einem dicken Filz, und oben darüber mit einem oder mehreren schönen Teppichen, nach der Grösse des Zimmers, bedekt. Einige dieser Teppiche sind sechs-
zig Fuß lang, und zwey Mann sind nicht im Stande solche zu tragen. Ueber diesen Teppich breitet man rings an den Wänden herum kleine Matten, ohngefähr drey Fuß breit, auf welche man allerhand Decken von baumwollenem Zeug legt, welches nicht so dick ist als spanisches Tuch; es ist insgemein mit weisser Seide, oder auch mit Gold, gestift. Diese Decken gehen ohngefähr einen Schuh weit über die Matten. Hinten an die Wand legt man Polster, um sich daran widerzulehnen. Neben auf diese schöne Decken setzen sie silberne Spenkästchen, welche ausser ihrem gewöhnlichen Gebrauch auch noch den Dienst thun, daß sie solche durch ihre Schwere fest halten. Dieses sind so zu reden die Stühle der Morgenländer, worauf sie sich nach ihrer Art setzen. Hat man einmal
einen

einen Saal auf diese Art ausgerüstet, so ist solches auf Lebenslang; denn diese Kissen sind von Sammet, oder dicken Brocad, und nuzen sich niemals ab, wie diejenigen, die auch in unsern Gegenden persische Zeuge brauchen, aus der Erfahrung wissen, obgleich die Luft bey uns einen viel stärkern Eindruck auf das Verderben der Zeuge macht, als in Persien. Weiter hat man in den Zimmern der Perser keine Meubeln, keine Bette, keine Stühle wie bey uns, keine Spiegel, keine Tische, keine Gueridons, keine Kabinette, keine Schränke, keine Gemählde. Die Perser sitzen auf ihren Teppichen mit weit mehr Bequemlichkeit, als wir auf unsern Stühlen; ich war so daran gewöhnt, daß ich mich hernach auf keinen Stuhl mehr setzen mochte. Der ganze Unterleib nebst den Beinen ruhet auf den persianischen Sitzzen, da im Gegentheil nach unsrer Art zu sitzen, die Füße immer in einer stehenden Stellung seyn müssen. Ist es kalt, so sitzt man auf diese Art viel wärmer, als bey uns. Dennoch aber ist es nicht zu rathen, daß man sich in unsern Gegenden zu einer solchen Art des Sitzens gewöhnen sollte: denn die Feuchtigkeit unsers Bodens würde den Beinen und Hüften gewislich Nachtheil



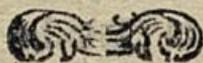
zuziehen, wenn man sich auf denselben setzen wollte. Ich habe oftmal zu Ispahan den Versuch gemacht, und die Erde unter den Filzen, in den Zimmern und an andern Orten, wo sie auf dem bloßen Erdboden lagen, mit meinen Händen befühlt; ich habe aber niemals die Erde feucht, sondern jederzeit äußerst trocken befunden. Wenn wir in Europa auf diese Art den Boden mit Teppichen belegten, so würden solche ehe ein Jahr vergieng, in den meisten Gegenden versauft seyn.

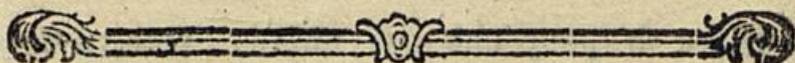
Ihre Betten, worauf sie schlafen, sind eben so einfach, als ihr übriges Hausgeräthe. Sie bestehen in einer Matraße, die man des Abends auf den Boden des Zimmers über den Fußteppich legt; oben drüber deckt man ein Tuch; zum Hauptkissen hat man ein Federbett, und mit einer baumwollenen Decke deckt man sich zu. Die schönsten Maträzen sind von Sammet, und die Decken sind von Seidenbrocad, die zuweilen mit Gold und Silber durchwürkt sind. Des Morgens packt man alles dieses in einen Ueberzug zusammen, und trägt es in die Kleiderkammer; und hierinnen besteht das ganze Bettwerk der Morgenländer. Von Bettstellen, die auf vier Füßen stehen,
wissen



wissen sie ganz und gar nichts, sondern sie liegen auf die bisher beschriebene Art auf der Erde. Die droffene Luft, die sie in Persien haben, macht, daß sie keine Bettstellen und Vorhänge nöthig haben, die wir in unsern feuchten Gegenden brauchen. Sie leben unter einem mildern Himmelsstrich, in Vergleichung mit uns, viel glücklicher; sie haben nicht so viele Bedürfnisse wie wir, sie brauchen auch nicht so viele Mühe und Arbeit anzuwenden wie wir, um uns unsere Nothdurft zu verschaffen.

Zur Erleuchtung ihrer Zimmer haben sie keine Lichter, sondern nur Lampen; anstatt des Oels brennen sie weissen Talch, welcher so rein und fein ist, wie Wachs, und nicht den geringsten Geruch macht. Manchmal brennen si. Wachelichter, die aber von einer besondern Art sind; sie mischen Zimmet- oder Nägeleinebl, oder anderes wohlriechendes Gewürz, unter das Wachs, damit die Lichter, wenn sie angezündet werden, einen angenehmen Geruch, wovon die Persier sehr grosse Liebhaber sind, von sich geben.





XV.

Von dem Pracht der Perser.

Die Perser suchen in der Menge von Bedienten einen besondern Stat, und halten solche ohne die geringste Noth, bloß zum Pracht. Die Indianer treiben es zwar hierinnen noch weiter, als die Perser; allein zehn Bediente kosten die Indianer nicht so viel, als die Perser drey. Die vornehmen Herrn haben Bediente von aller der Art, wie sie der König hat, und geben ihnen auch eben die Titel. Und durch diese ungeheure Menge von Bedienten gerathen die meisten Häuser der Vornehmen in das Verderben. Sie sind fast alle miteinander verheyrathet; und da ihr Gehalt, er mag so groß seyn als er immer will, nicht hinreichend ist, sie und ihre Familie zu erhalten, so bestehlen und betrügen sie ihre Herrn, wo sie nur können: und diese gerathen dann dadurch ins Verderben, ehe sie sich versehen.

Die Pracht der Perser zeigt sich ferner in Kleidungen, in Juwelen und im Pferdgeschirr. Von dem Kleiderpracht habe ich schon



schon geredet. Was die Edelgesteine anbelangt, so werden sie von den Mannspersonen eben so stark getragen, als von dem Frauenzimmer. Sie haben oft funfzehn bis sechszehen Ringe an den Fingern, und manchmal fünf bis sechs an einem; aber sie tragen sie nur an den drey mittelsten Fingern, der Daumen und der kleine Finger sind frey. Die Ringe der Mannspersonen sind von sehr dünnen Silber, und dieses deswegen, damit sie solche während des Gebetes nicht abzunchmen brauchen: denn sie sagen, es sey unschicklich, mit vielem goldenen Geschmeide vor Gott zu erscheinen, sondern man müsse in demüthiger und armer Gestalt vor ihn treten, wenn man seine Barmherzigkeit und Gnade erflehen wollte. So erklären sie sich hierüber, und glauben, daß sie in einem solchen Stand wären, wenn sie nur kein Gold an sich hätten; demohngeachtet aber machen sie sich kein Bedenken daraus, während der Handlung des Gebets die kostbarsten Edelgesteine an sich zu haben. Kann ein Aberglaube dummer seyn, als dieser? Vernünftige Personen richten sich nicht nach diesem Unterschied, sondern sie legen die Ringe und alles Geschmeide ganz und gar ab, wenn sie beten. Das persische Frauenzimmer aber



ist nicht so gewissenhaft; denn alle ihre Ringe, die sie tragen, sind von Gold. Ausser den Ringen, welche die Mannspersonen an den Fingern tragen, haben die Reichen auch noch ganze Paquets, von sieben, acht und mehr Steinen, an einer Schnur am Halse herabhängen; an dieser Schnur hängt auch ihr Petschaft und ihr Geldbeutel. Alles dieses haben sie zwischen der Weste und dem langen Kleide hängen; wenn sie eine Schrift besiegeln, oder sich an dem Anblick ihrer Edelgesteine ergötzen, oder solche andern Leuten zeigen wollen, so ziehen sie es hervor; sie machen mit ihren Juwelen eben so viel Parade, als unsre Frauenzimmer mit ihren Perloffn an den Ohren. Diejenigen Perser, welche das Vermögen dazu haben, lassen auch ihre Waffen, nemlich ihren Dolch und ihr Schwerdt, mit Edelsteinen besetzen, und diese sind oft gleichsam damit übersät; ihr Gürtel ist oft mit emallirten Gold besetzt. Den Dolch haben sie in dem Gürtel stecken, und an einem Band hängen; an dem Kopf haben sie eine runde Zierde von Edelsteinen, die sie die Rose des Dolchs nennen. Ausserdem tragen sie auch Edelgesteine auf dem Kopf, und auf ihren Ceremonienmützen, die sie nur bey gewissen Feyerlichkeiten tragen. Auf denselben haben sie manchmal fünf bis sechs Nigretten von Edelsteinen stecken, wie man in der beygefügtten Abbildung sehen kan. Auf dem Turban darf niemand Edelgesteine tragen, als nur allein der König; verheyrahte Eheleute haben auch die Erlaubnis, dergleichen zu tragen, aber nur an ihren
Hoch-

Hochzeittagen. Uebrigens lieben die Perser, so wie beynahe alle Morgenländer, die farbigen Edelgesteine weit mehr, als die Abendländer; welches vielleicht daher kommt, weil sie bey unserer dicken Luft keinen solchen Glanz von sich werfen, als in warmen und trocknen Ländern.

Das Pferdegeschirr der Standspersonen ist entweder von Silber, oder von Gold, oder von Edelsteinen. Einige heften anstatt der künstlichen Arbeit von Gold, bloße Dukaten auf das Leder, damit sie nichts für Arbeitslohn zu bezahlen brauchen. Die Sättel sind vorne und hinten mit gediegenen Gold besetzt; das Satteltissen, welches nicht, wie bey uns, an dem Sattel befestigt ist, sondern funfzehn bis sechszehen Zoll weit, wie eine kleine Schaberake, hinten überhängt, ist von gestifteter Arbeit, manchmal auch mit Perlen besetzt. Ueber dieses legen sie noch, theils zum Stat, theils der Kälte wegen, eine Decke, welche viel weiter, als bey uns, herabhängt.

In den Serails herrscht auch eine unmäßige Verschwendung, sowol wegen der vielen Frauen, die daselbst unterhalten werden, als auch wegen des Aufwands, den sie aus Liebe zu ihnen machen. Es werden ihnen beständig neue reiche Kleider angeschafft; Rauchwerk wird in Menge daselbst verschwendet, und das Frauenzimmer selbst wird auf die weichlichste und wollüstigste Art unterhalten; alles, was nur die feinste Wollust erdenken kann, wird hier in Ausübung gebracht, ohne daß man sich um die Kosten bekümmert.

Wenn



Wenn ein vornehmer Herr jemanden einen Besuch abstattet, so läßt er ein oder zwey Handpferde durch eben so viel Bediente zu Pferd vor sich herführen. Zwey, drey, vier oder mehrere Bediente zu Fuß laufen voran, oder zur Seite. Hinter ihm ist ein Bedienter zu Pferd, der sein Tobaks-Instrument, davon wir oben geredet haben, trägt; ein anderer trägt unter einem gestiften Ueberzug ein Kleid und eine Mütze, und damit der Pracht noch grösser werde, so wird auch dieser von einem andern Bedienten begleitet. Reitet er spazieren, so hat er einen andern Bedienten zu Pferd, mit einem Pactan, bey sich; es sind dieses zwey kleine Kästchen, in welchen das nöthige zu finden ist, wenn man etwa unterwegs eine kleine Kollation zu sich nehmen will; oben darüber ist ein Teppich gedeckt. Hält er sich an einem Ort, etwa in einem Garten, oder an dem Ufer eines Flusses, oder sonst irgendwo auf, so breitet man diese Decke auf die Erde, worauf sich der Herr setzt, und eine Pfeife Tobak raucht. Geht ein solcher vornehmer Herr auf die Jagd, so hat er ausser der obigen Begleitung noch einen Falkonier, mit dem Falken auf der Hand, bey sich. Auf diese Art gehen die vornehmen Herrn in Persien.

Ende des zweyten Bandes.